

Erinnerungen

aus

Nord, Süd, Ost, West.



herausgegeben

**zum Besten des evangelischen
Kirchenvermögens in Venezuela**

von der Verfasserin von
„O lieb', so lang du lieben kannst“.

[Gräfin Leonie v. Kleist]



Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt, Berlin SW 61,
Johanniterstraße 6.

Digitalisierung 2014 Sigurd von Kleist

Grundlage: Fotokopie des Exemplars in der Staatsbibliothek Berlin

Texterkennung mit Abby Finereader 7.0 Scripting Edition

Inhalt.

	Seite,
1. Land und Leute in Portugal	1
2. Der Besuch der spanischen Majestäten am portugiesischen Hofe	26
3. Eine Ausstellung in Lissabon	56
4. Die Tauffestlichkeiten am schwedischen Hofe	63
5. Aus Stockholm	70
6. Herbsttage in Schweden	79
7. Von den Stuttgarter Kaisertagen	89
8. Die Jubelfeier in Stuttgart	101
9. Der Bürgerkrieg in Venezuela 1892	123
10. Aus Politik und Gesellschaft Venezuelas	136
11. Erinnerungen an Venezuela	143
12. Winteraufenthalt in Karlsbad	154
 hinzugefügt:	
Über die Autorin	172

Vorwort

Nord, Süd, Ost, West,
Zu Haus am best'.

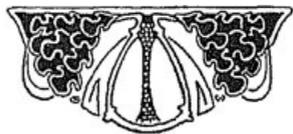
Darin stimmen gewiß die meisten Menschen mit mir überein: „Zu Haus am best'“. Aber missen möchte ich sie nicht, die vergangenen Zeiten in Nord, Süd, Ost, West, - am heimischen Herd, in lauschiger Stund', zur Winterszeit, da kommt auf leisen Sohlen Erinnerung und zaubert Bild um Bild aus jenen Tagen mir zurück. Und jenes Neujahrstages möchte ich jetzt gedenken, wo sich die neue evangelische Kirchengemeinde zum erstenmal in Venezuelas Hauptstadt zum Gottesdienst versammelte, gehalten durch ihren ersten, eben. eingetroffenen Pastor Ramin. Zwölfmal hat sich seitdem am Neujahrstage die kleine Gemeinde wieder versammelt. Schwere Zeiten aber hat sie durchmachen müssen, Der Bürgerkrieg, der ja fast ständig dieses schöne Land durchwütet, lähmt Handel und Wandel, so dass, es der Gemeinde oft sehr schwer fällt, die nötigen Mittel zur Besoldung ihres Geistlichen, zur Miete des Betsaales usw, aufzubringen. Opferbereite Liebe aus der Heimat hat sie unterstützt, und konnte sie daher, wenn oft auch mühsam, doch fortbestehen.

Mit der gütigen Erlaubnis der „Schlesischen Zeitung“, in deren Feuilleton diese Erinnerungen s. Zt. erschienen, habe ich sie in diesem kleinen Buche vereint. Der Ertrag desselben soll ein Steinchen an dem Weiterbau der Kirchengemeinde in Venezuela sein. Unendlich viele solcher Steinchen gehören ja noch dazu, um der Gemeinde ein dauerndes Bestehen zu sichern.

Vieles hat sich selbstredend seitdem in den Ländern und Orten, von denen diese Blätter erzählen, verändert, aber der liebenswürdige Leser wird vielleicht, doch manches darin finden, was ihn anzieht und was ihm nicht bekannt ist, und er wird, den Zweck im Auge haltend, das kleine Büchelchen nicht kritisch, sondern freundlich aufnehmen, und weiterempfehlen.

Januar 1906,

Die Verfasserin.





Land und Leute in Portugal.

1882.

Fast anderthalb Jahre ist es her, seitdem ich das liebe deutsche Vaterland verlassen habe, um mir im fernen Portugal für unbestimmte Zeit ein Heim zu gründen. Portugal, das einst so blühende Land, dasjenige Land der alten Welt, welches zuerst fast ausschließlich den Handel mit den neu entdeckten Weltteilen in Händen hatte, in dem Kunst und Wissenschaft zur höchsten Entwicklung gelangte, ist heute fast ganz, vom Schauplatze der großen Ereignisse verschwunden. Von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen der heutigen Tage weiß man so gut wie nichts. Es ist nicht meine Absicht, eine wissenschaftliche Beschreibung Portugals zu geben, aber vielleicht interessiert es den freundlichen Leser, den Beobachtungen zu folgen, die ich im Laufe meines Aufenthalts in Portugals Hauptstadt gemacht habe.

In Hast machte ich vor anderthalb Jahren die Reise hierher. Das mir noch gänzlich fremde Paris kennen zu lernen, mußte ich für eine spätere Gelegenheit aufsparen; - den einen Tag, den ich dort weilte, strömte der Regen vom Himmel, und so verließ ich die glänzende Metropole, ohne mir von ihr auch nur das kleinste Bild haben machen zu können. Nach 38stündiger Fahrt kam ich in Madrid an, wo ich ebenfalls zu kurze Zeit weilte, um, davon erzählen zu können, und so erreichte ich denn an einem wundervollen Aprilmorgen Lissabon, das Ziel meiner Reise. - Auch ich

konnte den Eindruck bestätigen, den fast jeder Reisende, empfängt, daß man beim Ueberschreiten der Pyrenäen das Gefühl hat, Europa verlassen zu haben. Ganz trostlos ist die Fahrt von Madrid bis zur Grenzstation Badajoz durch die kahlen Ebenen der Mancha und die öden Höhen der Sierra Morena, Da es jetzt leider nur einen einzigen Zug gibt, der Lissabon mit der übrigen Welt verbindet und da dieser Badajoz gegen 5 Uhr abends erreicht, nachdem er Madrid am Abend vorher verlassen, so konnte ich nur kurze, Zeit die angenehme Veränderung der Aussicht genießen, die mit der portugiesischen Grenze beginnt. Der Schienenweg führt durch die Provinzen Alemtejo und Estremadura, überall bebaute Felder, freundliche kleine Ortschaften dem Auge bietend. Es mochte wohl 3 Uhr sein, als ich erwachte und mein Blick nun entzückt auf der Landschaft vor mir ruhte. Dicht längs der Bahn zieht sich das breite Bett des Tajo (portugiesisch Tejo), übersät mit unzähligen Schiffchen, umsäumt von lachenden Ufern mit üppiger südländischer Vegetation. Nach dem grauen kalten Spanien lachte mir die Sonne hier so freundlich zu, vielleicht war es auch der Gedanke der Ruhe nach der anstrengenden Fahrt, kurz ich verließ den Eisenbahnwagen, unter den angenehmsten Empfindungen, und als ich bald darauf an den Fenstern des Hotel Braganza stand, mußte ich gestehen, daß sich vor meinen Blicken ein überraschend schönes Panorama ausbreitete. Unwillkürlich gedachte ich Neapels, und wenn dessen Golf in seiner ewigen Schönheit mit dem Tajo sich nicht ins einzelne vergleichen läßt, so trägt doch Lissabon als Stadt entschieden den Sieg über Neapel davon. Es ist sehr schwer, in kurzer Zeit einen Ueberblick über die Stadt zu gewinnen. In unendlicher Ausdehnung zieht sie sich an dem Stromufer entlang; schon hundert Schritt von dem letzteren gehen die Straßen, die nach der innern Stadt führen, bergauf, und von da an heißt es bergauf, bergab, was, ehe man sich daran gewöhnt hat, ungemein ermüdend ist. Recht hübsch angelegte Plätze bringen Abwechslung in das Konglomerat von Häusern. Der Hauptplatz ist der Rocio (auch praca de Dom Pedro genannt); in ihn münden die drei parallellaufenden Hauptstraßen rua d'ouro (Gold-), rua da prata (Silber-Straße) und rua Augusta. Quer davor das teatro Donna Maria, links davon der große Marktplatz (praca da Figueira). Dieser Platz ist mit Bäumen

eingefaßt, in der Mitte das Standbild Dom Pedros und, was jedem Fremden besonders ins Auge fällt, weiß und schwarz, parkettartig gepflastert. Die drei genannten Straßen führen auf den praca do Commercio (Handelsplatz), auf welchen man, die rua Augusta entlang schreitend, durch einen mächtigen Triumphbogen gelangt. In der Mitte steht die Statue Joao I. Vor sich hat man den Tajo, an dessen gegenüberliegendem Ufer sich eine freundliche Landschaft ausbreitet, rechts und links zwei Reihen von Prachtgebäuden, sämtliche Ministerien, die Post, die Alfandega (Zollamt) usw. enthaltend, Gleich am Landungsplatz der Schiffe (Caes do Sodré) liegt das „Hotel Zentral“, wegen seiner günstigen Lage viel von ankommenden und wieder weiterreisenden Schiffspassagieren besucht. Es ist aber bei weitem nicht so gut gelegen, wie das „Hotel Braganza“, welches auf der Höhe liegend eine schönere Aussicht mit gesunderer Lage verbindet. Im Besitz einer Aktiengesellschaft, wird es von einem Deutschen geleitet, und nur ihm ist es zu verdanken, daß das „Hotel Braganza“ in jeder Beziehung eines der ersten Europas ist. Man findet hier Zimmer von gediegener Eleganz und Sauberkeit, einen vorzüglichen Mittagstisch, und durchaus angemessene Preise. Nächst diesen beiden Hotels sind nennenswert die nach Art der englischen Family Hôtels geführten „Hotel Durand“ (Largo do Quintella) und „Street's Hotel“ (rua do Alcirim). Vom Landungsplatz, das Ufer entlang bis zur Vorstadt Belem, führt eine Art Promenade - Aterro genannt - die Chiaja Lissabons. Mehrere Reihen Bäumchen zeigen die gute Absicht einer Verschönerung; der Boden ist aber so steril, die Sonne so glühend, daß die Bäumchen dem darnach schmachtenden Spaziergänger kaum je einen wirklichen Schatten verleihen werden. Außerdem ist der Aerro stark durch die Dünste beeinträchtigt, die zur Zeit der Ebbe dem Tajo entsteigen, (veranlaßt durch den an dieser Stelle mündenden Abfluß der Kanäle) und gilt deshalb mit Recht als ungesund, Oft genügt ein einziger Spaziergang, um einen Fieberanfall davonzutragen. Zudem wird die Atmosphäre noch durch den Fischmarkt verpestet, der jetzt eine schöne neue Halle erhalten hat. Patriarchal oder praca do Principe Real ist wohl, der hübscheste Platz; eingefaßt von schönen neuen Privatgebäuden, mit dem Blick auf den Tajo, hoch über der Stadt liegend, besitzt er recht gut gehaltene Anlagen mit

mächtigen Palmen, Cacteen, Araucarien etc. Noch eines kleinen Platzes muß ich Erwähnung tun, und zwar wegen der darauf befindlichen Statue des großen Dichters Camoens, des unsterblichen Schöpfers der Lusiada, dessen Namen er auch trägt. Von dort gelangt man auf die belebteste Straße Lissabons, den Chiado; von einigen schönen Läden abgesehen, habe ich mich oft gefragt, worin wohl ihre Anziehungskraft bestehen mag. Es ist nichts anderes als die Macht der Gewohnheit, die hier den Zauber ausübt, denn von früh bis spät abends kann man die junge Herrenwelt die Ecken der Chiado abreiben sehen, die nie fehlende Zigarette in den ziemlich unsauberen mit zollangen Nägeln besetzten Fingern drehend. Die Zigarette ist das Attribut der Männer, wie der Fächer das der Frauen. Wie dieser selbst der Bettlerin nicht fehlt, so fehlt keinem zerlumpten Eckensteher oder den kleinen Buben, die den Vorspann der Pferdebahn leiten, die Zigarette.

Von den hiesigen Theatern sind bemerkenswert das in der Mitte der Stadt gelegene Opernhaus Dom Carlos, dann das Schauspielhaus Donna Maria, Teatro da Trindada, Teatro do Gymnasio, in welch' letzterem dieses Frühjahr „Bismarck em (in) Varzim“ gegeben wurde. Wer sich durch den Namen des großen Kanzlers anlocken ließ, wurde gleich dem Engländer im Stück angeführt, denn es stellte sich heraus, daß ein Ort Varzim in Portugal zu der Verwechslung Anlaß gegeben habe. Eine außerordentliche Anziehungskraft übt die Arena aus, in der allsonntäglich Stierkämpfe stattfinden. Meinem Geschmack nach ist dieses Schauspiel, wie ich schon in meinen Schilderungen der großen Festlichkeiten gelegentlich der spanisch-portugiesischen Ausstellung und des Besuchs der spanischen Majestäten in Lissabon erwähnte, überhaupt kein Vergnügen, an dem man sich hier noch im 19. Jahrhundert in so hohem Maße belustigt, und nach einmaligem Besuch fühlte ich mich durchaus nicht zur Wiederholung veranlaßt. Die eigentliche Heimat der Stierkämpfe ist Spanien, die hiesigen sind bedeutend harmloser. Der Stier erhalt Kugeln auf die Hörner, wodurch Pferde und Menschen vor dem Aufgeschlitztwerden geschützt sind, und so wird einem der in Madrid jedesmal vorkommende grauenhafte Anblick erspart, Pferde mit aufgeschlitztem Leibe und herausquellenden Eingeweiden, sich am

Boden wälzen zu sehen. Oft genug geschieht ohnehin auch hier ein Unglück, zumeist trägt der zu Pferde sitzende Picador, welcher mit seiner spitzigen Lanze den Stier reizt, dadurch, daß ihn dieser samt dem Pferde hoch in die Luft und zu Boden wirft, eine innere tödliche Verletzung davon. Eigentümlich ist es, daß hier, noch mehr freilich in Spanien, besonders die Frauen, die in ihren Logen in ausgesucht kostbarer Toilette (in weißer Mantille mit rot- oder gelbseidenem Unterkleid) erscheinen, sich für dies grausame Vergnügen enthusiasieren. Ich kenne zarte, sonst höchst weichliche Damen, die, fanatisch dafür begeistert, kein Stiergefecht vorübergehen lassen.

Wirklich schöne Spaziergänge besitzt Lissabon gar nicht; im Zentrum der Stadt liegen zwei Gärten, die viel besucht werden, der Passeio publico und der Jardim da Estrella; da sie aber, wenn es keine Konzerte gibt, um 8 Uhr geschlossen werden, so sind sie gerade zu der Zeit unbenutzbar, zu der man im Sommer spazieren gehen könnte. Das öffentliche Fuhrwerk - einspännige Droschken gibt es nicht - ist sehr teuer; die Fahrt kostet 300 Reis, und ist man kein einfacher Durchreisender, so kann man kaum weniger als 200 Reis (was zusammen in deutschem Gelde 2,25 Mk. macht) Trinkgeld geben, womit der Kutscher trotzdem nicht zufrieden ist. Deshalb wird die Pferdebahn, deren Schienennetz sich über den größten Teil der Stadt erstreckt, auch von den höheren Ständen vielfach benutzt. Der Preis ist verhältnismäßig hoch, 50 Reis gleich 20 Pf. pro Person in der inneren Stadt; sobald man in die Vorstädte gelangt, zahlt man dieselbe Summe noch einmal. Durch die Vorstädte Belem, Olivaes, Alcantara, Bemfica usw. gewinnt die Stadt eine unendliche Ausdehnung.

Von den 42 Kirchen Lissabons ist die große Basilika (Estrella) die schönste; dann folgen San Roque und Santa Maria. Das alte Königsschloß, die Necessidades, ist ein häßlicher, stillloser, roter Bau, jetzt im Hauptflügel von dem Vater des Königs, Dom Luiz, dem König Dom Fernando, und im Seitenflügel von dem Bruder Dom Luiz', dem Infanten Dom Augusto, bewohnt. Der Schloßgarten ist groß und schön, dem Publikum aber nur einmal wöchentlich geöffnet. Der regierende König wohnt in Ajuda, einem

auf einem fahlen Berge außerhalb der Stadt gelegenen großen Schlosse. Hätte man von dort aus nicht eine köstliche Aussicht auf das Meer, so könnte man wirklich das tiefste Mitleid mit dem königlichen Bewohner haben. Noch im vorigen Jahre glich der Platz vor dem Schlosse einem Schutthaufen, jetzt hat man einige armselige Bäumchen hingepflanzt.

Von kleinen, ärmlichen Häusern umgeben, am Ende eines geradezu grundlosen Weges, trägt Ajuda nichts weniger als ein königliches Aussehen. Die größte Sehenswürdigkeit Lissabons ist entschieden die Kirche und das Kloster Saint Cyr in Belem (Bethlehem). Kloster und Kirche, in teils maurischem, teils gotischem Stil gehalten, gehören zu den schönsten Bauten der Stadt. Das Kloster, im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts erbaut, ist jetzt als solches verlassen und dient als Waisenhaus. Vor mehreren Jahren stürzte der neugebaute Turm desselben, der unendliche Kosten verursacht hatte, ein, kurz nachdem er fertig geworden war. Man sagt, der Baumeister, der das Unglück geahnt habe, sei aus Gram wenige Monate darauf gestorben. Zum Glück war während des Falles der Flügel, der den Waisenmädchen als Wohnung dient, zufällig unbenutzt. Seit vorigem Jahre, bei Gelegenheit des Camoesfestes, ruhen die Gebeine Vasco da Gamas in der Kathedrale von Belem. Spaßvögel behaupten zwar, die Leiche sei die einer alten Nonne gewesen und nicht die des großen Weltumseglers, die Mehrheit des Volkes hat jedoch Vasco da Gama mit großem Pompe aus seiner bisherigen bescheidenen Ruhestätte geholt und ihn in jenes prächtige Grab gesenkt.

Schöne, alte, mit prächtigen Wappen geschmückte Paläste zeugen von verschwundener Pracht. Vielfach befinden sich jetzt in den Untergeschossen Läden oder Warenlager, und die blinden, zerbrochenen Fensterscheiben zeigen, daß das stolze Gebäude leer, ein Nest der Ratten und ein Asyl der Katzen ist. Die Mieten sind im Vergleich mit denen in anderen Städten sehr gering, und außerdem hat man den Vorteil, daß man, ausgenommen im Mittelpunkt der Stadt, meist entweder ein Haus allein bewohnt, oder daß der erste und zweite Stock derartig getrennte Eingänge haben, daß man ein eigenes Haus zu bewohnen glaubt. Die meisten Häuser haben kleine Gärten, welche die Wohnungen sehr freundlich machen. Die Fenster sind fast alle

mit Balkons versehen; eigentümlich berührte beim ersten Anblick die äußere Bekleidung vieler Häuser mit bunten, weißen, blauen und gelben Fliesen, Azulejos genannt. Diese Azulejos findet man auch im Innern der Häuser, wo sie bis zu einem Drittel der Wand hinauf reichen und im Zusammenhange ganze Landschaften und Genrebilder darstellen. Die Fliesen haben in vielen alten Gebäuden wirklichen Wert, die schönsten finden sich wohl in dem Palais des Marquis Fronteira in Bemfica. Die Kündigungszeit für Mieten ist der 25. Mai und der 25. November. Es herrscht hier übrigens die Sitte, daß man, will man umziehen, nicht kündigt, sondern statt dessen an jedes Fenster der Wohnung ein weißes viereckiges Stück Papier klebt. An den genannten Tagen nun ziehen ganze Familien umher, um Wohnung zu suchen, so dass man kaum seines Lebens sicher ist; altes rennt mit erhobenem Kopfe blind gegen jedes Hindernis an. Ist die Wohnung gefunden und gemietet, so werden die Papiere abgerissen, so daß es am Abend eines solchen Tages in den Straßen oft aussieht, als habe es Papier geschneit. Vielfach haben die Häuser als Entree einen gepflasterten Vorraum. Die Fußböden zeigen meist schlechte, rohe Dielen, die deshalb auch selbst bei den ärmsten Leuten mit geflochtenen Stroht Teppichen bedeckt sind. Eine Eigentümlichkeit Lissabons ist es, daß jedermann seinen eigenen eisernen Kochherd besitzt, der von Wohnung zu Wohnung mitgeschleppt wird. Das Wasser bezieht man mittelst einer Wasserleitung, doch ist es recht teuer und ich kenne Gartenbesitzer, die, um ihre Anlagen einigermaßen frisch zu erhalten, monatlich für Wasser fünf bis sechs Pfund Sterling, also etwa 100 bis 120 Mk. ausgeben müssen. Leute, denen das Leitungswasser zu teuer ist, kaufen das Wasser in kleinen Tonnen von den s. g. Aguadeiros, eigens angestellten Leuten, die gleichzeitig auch den Feuerwehrdienst versehen. Diese Aguadeiros hört man den ganzen Tag über den eintönigen Ruf a-u (verkürzt aus agua) ausstoßen.

Für leidende Personen ist Lissabon kein geeigneter Ort; von den frühesten Morgenstunden an ertönen die Straßen voll unausgesetztem Geschrei der Hühnerweiber, Fischfrauen, Obst- und Gemüsehändlerinnen, Wasserträger, Lose- und Listenverkäufer usw., wobei der eine den anderen stets zu überschreien sucht. Dazu kommt das Geschrei der Esel und das Gekreisch

und Geschwätz unzähliger Papageien. Außer Fleisch und Kolonialwaren kann man alles auf der Straße kaufen. Die Verkäufer haben ihre ganz bestimmten Rufe, oft sogar melodische kleine Gesänge, so daß man nach kurzer Zeit die verschiedenen Laute heraus erkennt. So wirkt besonders angreifend für meine Nerven eine pescadora durch ihre schrille Stimme, während ein junger Geflügelhändler mir mit seinem kleinen Liede stets viel Vergnügen bereitet. Alle diese Leute finden sich so pünktlich ein, daß man die Uhr nach ihrem Erscheinen aufziehen und stellen könnte. Sehr verderblich wirken auf das Volk die Lotterien (die spanische und portugiesische), deren Lose ebenfalls in den Straßen ausgerufen werden. Der ärmste Mann, ja der Bettler läßt gewiß keine Ziehung vorübergehen, ohne ein Los zu kaufen, die von 30 reis an zu haben sind, ach und wie selten gewinnt er! Eigentümlich ist die Art, wie man sich hier anruft. Bei uns würde man die betreffende Person bei ihrem Namen nennen, während man hier zuerst einen ganz unnachahmlichen Laut „Pst“ gedehnt und anhaltend ausstößt und alsdann die Person, wenn sie es gehört hat, heranwinkt, und zwar mit derselben Handbewegung, die bei uns eine Abweisung, ein Fortgehen heißen, also gerade das Gegenteil ausdrückt. Anfangs habe ich viel über diese Art des Winkens gelacht, jetzt mache ich es ebenso. - Was würden die deutschen Hausfrauen sagen, wenn ich ihnen alle die Leiden eines hiesigen Haushaltes erzählen wollte. Wie unwahr würde es ihnen klingen, und alles ist doch leider nur zu wahr.

Was die Portugiesen selbst anbetrifft, so kann man sie im allgemeinen keinen schönen Menschenschlag nennen. Klein, schwarz, entweder sehr dick oder sehr dürrig, können sie im Durchschnitt geradezu als häßlich bezeichnet werden. Man sagt, daß im Norden bei Oporto, die Einwohner sehr hübsch seien, und daher stammen denn auch die hiesigen Fischer, unter denen man allerdings schöne Gestalten findet. Die Frauen des Volkes tragen alles auf dem Kopfe und haben deshalb eine aufrechte und äußerst graziöse Haltung. Volkstrachten sieht man, außer bei den Fischerinnen, hier nicht; diese aber tragen meist schwarze faltige Röcke, die unter der Taille mittelst eines Tuches in die Höhe gebunden werden, dazu schwarze, breitkrämpige Filzhüte

oder gewöhnliche Kopftücher. Auf dem Kopfe selbst liegt ein rundes Kissen, auf dem der zu tragende Gegenstand ruht. Die anderen Frauen tragen mit Vorliebe lange weite Schleppröcke, die natürlich infolge ihrer Länge stets schmutzig sind, ein großes Schaltuch im Sommer wie im Winter, und auf dem Kopfe ein buntes Tuch, welches sie Cache-nez nennen, gewiß in dem festen Glauben, daß das ein portugiesisches Wort ist. Hüte tragen gewöhnliche Frauen selten, höchstens zum größten Putze; die Mantilla sieht man wenig, und nur Frauen spanischer Abstammung oder solche von nicht gutem Rufe tragen sie alltäglich. Alte Frauen erblickt man oft noch in großen Tuchradmänteln mit doppeltem Kragen, wie überhaupt die Bekleidung der Frauen durchweg in hohen und niederen Ständen dunkel gehalten ist und aus warmen, dicken Stoffen besteht. Leinen und Battist wird fast gar nicht getragen. Im Hause besteht der Anzug aus einem farbigen Rocke, über dem eine lange oder kurze weiße Jacke, glatt oder gestickt, je nach den Verhältnissen getragen wird. In diesem nachlässigen, unkleidsamen Anzug lebt die Portugiesin, sie liegt in diesem Kostüm stundenlang im Fenster hinter den herabgelassenen aufgestellten Jalousien. Zu den Eigentümlichkeiten der Lebensweise gehört auch die Vorliebe, bei geschlossenen Fensterläden seine Tage hinzubringen. Insbesondere im Sommer ist man vielfach zu einer derartigen Abgeschlossenheit geradezu verdammt. Fremde benutzen dann aber doch den ersten Augenblick, wenn die Sonne verschwunden ist, um Tür und Fenster zu öffnen. Der Portugiese aber läßt auch dann das Licht nur spärlich in seine Zimmer einströmen. Oft habe ich mich mit Grauen gefragt, wie wohl die Atmosphäre in diesen versperrten Räumen beschaffen und welcher Art die Beschäftigung sein möge, der sich die Bewohner in ihren finsternen Wohnungen hingeben mögen.

Die Männer tragen durchweg dicke wollene Binden um den Leib (Cinta genannt), eine Gewohnheit, die man wohl überall im Süden findet; als Kopfbedeckung die phrygische Mütze oder runde Filzhüte. Von den Landleuten sah ich oft recht kleidsame kurze Jacken tragen, die sich an die Taille eng anschließen und vorn auf jeder Seite gewöhnlich drei goldene, mit silbernen Ketten verbundene Agraffen zeigen. Reiche Bauern tragen auch

Uhrketten und Knöpfe von 5-, 10- und 20 000 Reis-Stücken (Goldmünzen). Zu diesen Jacken ein enges dunkles Beinkleid, die nie fehlende schwarze oder bunte Cinta und einen runden Filzhut. Diese Leute sehen sehr gut aus, jedenfalls tausendmal besser als die jungen Leute der höhern Stände. In schlotternden weiten Beinkleidern, die nur die äußerste Fußspitze sehen lassen, mit großen Manschetten, die bis auf die Hände fallen, nehmen sie sich unbeschreiblich lächerlich aus. Vollbärte sieht man im ganzen wenig. Der Portugiese ist sehr faul und wenig intelligent, dabei außerordentlich von sich eingenommen.

Bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens könnte alles vorzüglich sein, Früchte, Gemüse usw.; aber, wo alles fast von selbst wächst, würde es ja höchst überflüssig sein, Hand anzulegen, damit es noch besser würde. Arbeiten ist daher nicht die Sache der Portugiesen; ihr Lasttier ist der Gallego (Spanier aus der Provinz Galizien), der nach der portugiesischen Hauptstadt kommt, um mühselig sein Geld zu verdienen, und dann nach der Heimat zurückkehrt. Aus diesen Leuten rekrutieren sich Diener, Kutscher, Köche, Küchenjungen (adjudante da cozinha) usw. Eigentümlich ist die Karriere der Köche; diese bilden sich von Haus aus fast nie als solche aus, sondern waren meist zuerst Kutscher. Meine freundlichen Leser können daher leicht die Vortrefflichkeit der kulinarischen Genüsse erraten. Die Gallegos vertreten auch die Charge der Dienstmänner, denn ein Diener trägt nie das kleinste Paket, wie er auch nie in Livree geht.

Die Lebensweise der Portugiesen ist sehr einfach, ja dürftig; sie nähren sich hauptsächlich von Fischen und Reis. Portugiesische Dienstboten machen im Dienste von Fremden enorme Ansprüche; will man ihnen z. B. Sardinien vorsetzen, so hört man die Bemerkung, daß diese nur für die Katzen seien, in Wirklichkeit lebt aber das Volk kaum von etwas anderem. So muß der Fremde auch sehr hohe Löhne zahlen, während der eingeborene Portugiese fast nichts gibt. In den vornehmeren Familien hält man dreißig bis vierzig Dienstboten; macht man aber Besuche, so ist gewiß niemand da, um die Tür zu öffnen. Diese Schar von Schmarotzern besteht aus ganzen Familien, von denen natürlich nur das Oberhaupt mit einem lächerlich kleinen Lohne

bezahlt wird, während die anderen nur magere Beköstigung als Lohn erhalten. So besteht auch die schlechte Sitte, daß man seine Dienstboten zu jeder Tagesstunde wechseln kann, woraus schon folgt, daß sie im allgemeinen nichts taugen. Keine Regel natürlich ohne Ausnahme; im Durchschnitt hört man aber auf den kleinsten Tadel sofort: „vou me embora do seu servico” (nun dann verlasse ich Ihren Dienst). Jeder Portugiese versteht alles vorzüglich, weiß alles besser, und daher ist es schwer, mit ihnen auszukommen.

Als ich mich einmal darüber beklagte, wurde mir geantwortet: „Wenn man einem Dienstboten genau auseinandersetzt, warum man eine Sache haben will, ist er vorzüglich.” Wie ich schon erwähnte, sind die Leute faul, es liegt ihnen nichts daran, zu verdienen; bestellt man etwas, so wird man Wochen und Monate hindurch hingehalten mit der steten Antwort: tenha paciencia até amanhã (bitte, warten Sie bis morgen), eine Lieblingsredensart des Portugiesen, die ihn besser als Alles charakterisiert. Dieses: „Habe Geduld bis morgen” hört man vom Minister wie vom Arbeiter.

Im Verkehr ist der Portugiese höflich und zuvorkommend, gutmütig und weichherzig. So hat der Vater eine wahre Affenliebe für seine Kinder, die übrigens bei weitem hübscher als die Erwachsenen sind. Man sieht wirklich oft reizende kleine Geschöpfe im ursprünglichsten Kostüm, Kinder bis zu zehn oder zwölf Jahren; aber dann ist es auch mit der Schönheit vorbei. Wirkliche Religiosität existiert nicht, es ist alles mehr Schein, wie jedermann hier überhaupt mehr oder weniger Komödiant ist. Eigentlich ist jeder Portugiese Republikaner, ohne im Grunde zu wissen, was Republik heißt und ist.

Als ich herkam, wurde mir gesagt, die Verdorbenheit der Sitten, insbesondere der höheren Stände, sei sehr groß, jedoch kann ich dies nicht bestätigen. Bewirbt sich ein junger Mann um ein Mädchen, so steht er bis spät in die Nacht hinein unter ihrem Fenster; ist die Schöne ihm gewogen, so erscheint sie an demselben, und so verbringt das Liebespaar viele Stunden in leisem Geflüster. Im anderen Falle, namentlich bei Tage, macht sich das Paar verständlich durch eine nur für Liebende geschaffene Zeichensprache, sowie

durch Austausch zärtlicher Blicke; besonders wenn die Angebetete im dritten oder vierten Stock wohnt, was aber die Ausdauer im Hinaufschauen nicht vermindert. Selbst bei strömendem Regen steht der Liebhaber, allerdings unpoetisch genug mit dem Regenschirm und Waterproof bewaffnet da und gleicht so nicht selten, dicht an die Wand geklebt, einer nassen Fledermaus. Ist das Paar nun glücklich verlobt, so weicht der Bräutigam nicht von der Seite der Braut, die nun auch in seiner Begleitung ausgeht, auch hier und dort mit ihm tanzt. Rundtänze gestattet der Bräutigam und ebenso der Ehemann nicht, da sie das Umfängen ihrer Frauen seitens eines Fremden für unanständig halten.

Was die höheren Stände betrifft, so haben gerade sie sehr durch die Bürgerkriege gelitten und ihr Vermögen eingebüßt. Die ältesten Adelsgeschlechter gehören der miguelistischen Partei an und leben arm und zurückgezogen in den Provinzen, insbesondere im Norden. Eigentümlich ist, daß der Titel des Vaters wohl auf den Sohn übergeht, letzterer aber so und so viel Conto (1 Million reis = Conto reis = 4440 Mk.) dafür zahlen muß, ehe er Gebrauch davon macht. Oft gestatten die Verhältnisse nicht eine derartige Ausgabe, und so bleibt der rechtmäßig zukommende Titel fort. So muß auch der Einheimische den ihm verliehenen portugiesischen Orden bezahlen; natürlich ist hier jede Dekoration käuflich. Jede Familie hat unzählige Namen, Vater und Sohn heißen stets verschieden, wie auch die Brüder unter sich. Es ist also ähnlich wie in England, nur mit dem Unterschied, daß die Frauen ihre Mädchennamen beibehalten. War eine Frau mehrmals verheiratet, so behält sie oft ihren Mädchennamen, oder den Namen des ersten Mannes als Wittwe des zweiten. So ist es denn sehr schwer, sich in diesem Wirrsal von Namen zurechtzufinden. Vornehme Portugiesen, Fidalgos genannt, die ein Haus machen, gibt es fast gar nicht. Ein schon zwölf Jahre hier lebender Diplomat machte einmal die vorzügliche Bemerkung, daß die einzige Einladung, die der Fremde von den Einheimischen erhält, nur diejenige zum Begräbnis ist. Bei einem Todesfall herrscht die Sitte, daß der Hauptleidtragende in einem verdunkelten Zimmer während acht Tagen täglich die Besuche der nächsten Verwandten und

Bekanntem erhält; er steht nie auf, den Neuankommenden zu begrüßen, dem stets der Platz neben ihm eingeräumt wird. Eine Wittve verläßt nach dem Tode des Mannes während eines Monats ihr Haus nicht. Man könnte also meinen, es sei dem Portugiesen Ernst mit seiner Trauer, aber es ist wie gesagt, doch alles nur Schein, denn ich habe mehrere Male Leute tanzen sehen, die zwei oder drei Monate vorher die Eltern verloren hatten. Die innere Einrichtung der Häuser ist geschmacklos und steif, trotz der prachtvollen alten Möbel, die man hier findet. (Ich komme später auf diese noch zurück.) Ich kann aber wohl sagen, daß ich einige sehr angenehme Familien kennen gelernt habe, und daß ihre anscheinende Ungastlichkeit meist in ihren reduzierten Verhältnissen ihren Grund hatte. Französisch spricht beinahe jeder gebildete Portugiese, häufig auch englisch. Auffallend und bezeichnend dafür, wie sehr das Ansehen unserer deutschen Nation steigt, ist auch der Umstand, daß vielfach deutsche Erzieherinnen in portugiesischen Familien gesucht werden.

Portugal hat mit den Inseln 4 560 699 Einwohner, von denen 546 288 auf die Städte kommen. Lesen und Schreiben können nur 798 995 Personen. Eine geregelte Verwaltung, wie man sie bei uns hat, ist hier unbekannt. Briefe und Zeitungen erhält man oft erst den nächsten Tag, „weil der Beamte sie vergessen hat“. Diese Antwort erhielt ein hochgestellter Fremder auf eine dahin gerichtete Beschwerde. Der Zoll auf eingeführte Waren ist ungemein hoch, so z. B. ließ ein Herr sechs kleine mit Leinwand überzogene Fußbänkchen à 3 Frcs. aus Paris kommen und mußte dafür 3 Pfd. oder 60 Mk. Zoll zahlen, wodurch das Stück, außer dem Einkaufspreis und Transport auf 10 Mk. zu stehen kam. In diesem Verhältnis steht alles, und man darf sich daher nicht über die oft ganz lächerlichen Preise wundern. Außerdem hat man noch die Annehmlichkeit, daß sehr oft die Kisten, die man kommen läßt, und auf die man oft tagelang warten muß, gestohlen werden, und dann an ein Wiedererlangen nicht zu denken ist.

Ueber das Militär kann ich wenig urteilen. Ich wohnte im vorigen Jahre einer Parade bei, die meinem deutschen Auge allerdings wie die Parodie einer solchen vorkam. Haltung und Marsch der Truppen sind nachlässig und

schlottrig, die Kolonnen ohne regelmäßige Abstände, bei Schwenkungen die Glieder außer Richtung, Artillerie- und Sanitätszüge teils im Schritt, teils in sausendem Galopp, so daß alles einem bunten Durcheinander glich. Sehr gut sehen die Sappeurs mit ihren weißen Lederschürzen und hohen Bärenmützen aus, und kleidsam und sauber ist der Interimsanzug der Soldaten, bestehend aus grünem Beinkleid und kurzer, eng anschließender Jacke. Merkwürdig ist mir stets erschienen, daß, obgleich doch die Sonne hier einen besonderen Schutz für den Kopf erheischt, die Soldaten zu diesem Anzug kleine Käppi's nach Art der Cerevise der deutschen Studenten tragen. Eine gute Truppe ist die Municipalgarde, eine Art städtischer Polizei, die Nachts sowohl zu Fuß als zu Pferde den Sicherheitsdienst der Stadt versieht. Zu Fuß patrouillieren sie lautlos hintereinander schreitend, ein Schauspiel bietend, das sehr komisch aussieht. Die Honneurs werden von den Soldaten auf die nachlässigste Art erwiesen, keine Spur von dem strammen Gruße eines deutschen Soldaten. Von der Behörde besoldete Nachtwächter gibt es nicht: es hat sich deshalb eine Gesellschaft gebildet, die *gardo notturna*, denen jeder Mieter 500 Reis monatlich zahlt.

Nach einer im Februar stattgehabten Ministerkrise kamen die *Regenadores* (Konservativen) an das Ruder. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zugleich der öffentlichen Arbeiten ist großmütterlicherseits deutscher Abstammung; heißt *Hintze Ribeiro*; der Name *Hintze* ist natürlich eine harte Nuß für die portugiesische Zunge. Sämtliche Gesandtschaften führen, wie dies z. B. auch in Rom der Fall ist, die Wappen ihrer Länder über den Türen und es sind mit Ausnahme der Türkei sämtliche, bedeutenderen Länder durch Gesandte oder Ministerialresidenten vertreten.

Und nun ein Wort über die königliche Familie. Der regierende König *Dom Luis* succedierte seinem Bruder *Dom Pedro V.*, der kinderlos 1861 gestorben ist. Dieser war mit der liebenswürdigen Prinzessin *Stephanie* von *Hohenzollern-Sigmaringen* vermählt gewesen. Beide Monarchen, insbesondere die junge schöne Königin, leben noch heut in freundlichem Andenken der Portugiesen; oft habe ich alte vertrocknete Hofleute vollständig aufflammen sehen, wenn sie von der früheren Königin erzählten.

Dom Luiz ist jetzt 43 Jahre alt; klein, stark, blond, mit blauen Augen sieht er freundlich aber stets etwas hastig aus. Er besitzt ein außerordentliches Sprachtalent und beherrscht gleich der Muttersprache die deutsche, italienische, französische, spanische und englische Sprache. Der letzteren Sprache bedient er sich mit Vorliebe. Der König hat einige treffliche Uebersetzungen Shakespeare's geliefert, spielt das Violoncell und malt auch. Er trägt stets Marineuniform. Die Königin Donna Maria Pia, Tochter Viktor Emmanuels, kam als fünfzehnjährige Prinzessin nach Portugal, zu jung, die Last einer Krone zu tragen. Ihr zartes schmales Gesicht ist von rötlich-braunem Haar eingerahmt, welches, eigenartig hoch und breit arrangiert, ihr ein interessantes Aussehen verleiht. Ihre Gestalt, infolge ihrer sehr zarten Gesundheit leider etwas überschlang, ist wahrhaft königlich. Stets äußerst geschmackvoll und reich gekleidet, ist die Königin eine sehr sympathische Erscheinung und im Volke entschieden lieber gesehen als der König, Zwei Infanten sind dieser Ehe entsprossen. Dom Carlos von Braganca und Dom Alfonso, Herzog von Oporto, blonde frische Knaben. Dom Carlos, der Kronprinz, der bereits einen leichten Flaum auf der Oberlippe hat, soll nächsten Winter sein Debüt in der Welt machen. Das sind die Personen des Hofes von Ajuda. In der Necessidades wohnt Dom Fernando, Prinzgemahl der Königin Donna Maria II., die in kinderloser erster Ehe mit einem Herzog von Leuchtenburg vermählt war. Dom Fernando, Herzog von Sachsen-Koburg-Kohary, erhielt den Titel „König“ während der Regentschaft für seinen minderjährigen Sohn Pedro. So verhaßt er damals war, so beliebt ist er jetzt. Eine hohe, ritterliche, etwas hagere Gestalt mit grauem Knebelbart, leutselig gegen jedermann. Der etwas langsamen näselsnden Sprechweise hört man noch den österreichischen Dialekt an. Der König ist jetzt morganatisch mit Gräfin Edla, geb. Hensler, einer früheren Sängerin, vermählt. Dom Augusto, Herzog von Coimbra, der jüngste Sohn dieses Königs, ist unvermählt und würde durchaus keine üble Erscheinung sein, wenn nicht seine Extremitäten infolge einer Vergiftung plump und ungelenk geblieben wären. Dieser Infant ist Kommandeur einer Kavallerie-Brigade.

Das Leben in den Königsgemächern ist ungemein monoton. Heutzutage, wo

fast alle übrigen Monarchen Europas gleich Privatleuten die Welt bereisen, ist der König von Portugal gezwungen, die Erlaubnis der Cortes einzuholen, um das Land einmal verlassen zu können. Die Erlaubnis wird ja selbstverständlich nicht verweigert, aber das Reisen durch diese Bedingung erschwert. Auch für die Königin ist eine Reise in das Ausland mit so großem Zeremoniell und Aufwand verbunden, daß die Kosten gescheut werden, wenn die Reise nicht unbedingte Notwendigkeit ist. Im Winter finden gewöhnlich zwei Hofbälle statt, an denen man nichts außer der Unpünktlichkeit der Majestäten auszusetzen hätte. Wenn um 9 Uhr laut Befehl sich die Säle füllen, so erscheint der Hof erst um 11 Uhr und oft noch später. Außer Neujahr gibt es noch dreimal im Jahre Galaempfänge, an denen die Königin nur zu Neujahr und am 31. Oktober, dem Geburtstag des Königs, teilnimmt. Anfang September geht der Hof nach einem drei Meilen entfernten Seebad, wo dann gewöhnlich zwei Feste stattfinden. Da über dies Bad sich nichts weiter berichten läßt, so schalte ich hier ein, daß es bei diesen Festen zum Souper keine Bestecks gibt, sondern, daß die Speisen auf Zahnstochern aufgespießt serviert sind. Diese Einrichtung kam mir doch sehr antidiluvianisch vor, und als ich um Aufklärung bat, wurde mir gesagt, es geschehe, weil oft Bestecks gestohlen worden seien. Ich bemerke, daß nur Diplomaten, - die doch wohl nicht verdächtigt werden können - und der portugiesische Adel zu diesen Soupers geladen sind. Im Winter lebt der Hof bisweilen in Villavicoso, wohin dann vornehme Portugiesen und der italienische Gesandte als Familienminister Einladungen mit ihren Damen erhalten. Wollen die andern Gesandten den König begleiten, so steht ihnen dies frei, aber sie müssen selbst für Wohnung usw. sorgen. Bei Galavorstellungen im Theater wird der Hof von einer Abteilung Kavallerie begleitet. Der König Dom Fernando wohnt im Sommer stets auf seinem schönen Schloß in Cintra, welches ich hoffe, später noch beschreiben zu können; daselbst hat auch Dom Augusto einen Sommersitz. Soviel über die königliche Familie, deren sämtliche Mitglieder im Verkehr äußerst huldvoll und gnädig sind. Durch den König Dom Fernando ist das Königshaus mit England, Belgien, Koburg, Sachsen, und mit dem Fürsten Hohenzollern-Sigmaringen verwandt. Infantin Donna Maria ist mit dem

Prinzen Georg von Sachsen vermählt, und die Infantin Donna Antonia ist die Gemahlin des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen.

In keinem Lande der Welt gibt es wohl ein Witzblatt, welches so schonungslos verfährt wie ein hiesiges, welches gerade in letzter Zeit durch seine Veröffentlichungen allgemeine Entrüstung hervorgerufen hat. Dieses Blatt ist der „Antonio Maria“, dessen Redakteur man ein großes Talent für Karikaturenzeichnung nicht absprechen kann. Man läßt es sich allenfalls gefallen, wenn die Minister und fremden Gesandten, was doch auch schon das Maß des Erlaubten bisweilen überschreitet, bekrittelt und lächerlich gemacht werden. Ganz unpassend erscheint es jedoch, wenn, wie es hier sehr oft geschieht, der „Antonio Maria“ nicht nur die unglückliche Gestalt des Herzogs von Coimbra ins Lächerliche zieht, sondern auch den König in allerhand Verzerrungen darstellt. Was sonst die Preßverhältnisse betrifft, so sind die Hauptzeitungen das „Fiarío do Governo“, eine Art Reichsanzeiger, das „Journal do Americo“ und das verbreitetste, das „Diario das Notizias“, welches möglichst durcheinander gewürfelt, politische Depeschen, Familiennachrichten, Ausverkäufe, Stellengesuche usw. bringt.

Die portugiesische Sprache ist für das Ohr unmelodisch und hat die Eigentümlichkeit, daß sie umso häßlicher klingt, je besser sie gesprochen wird. Mit einem Anklang an die italienische Sprache, mittelst deren man sich notdürftig verständigen kann, ist sie doch himmelweit von dieser verschieden. Die vielen unregelmäßigen Verben, die Aussprache, auch die Wortarmut macht das Erlernen sehr schwierig. Als Beweis für letzteres die Bemerkung, daß es für kochen und nähen - doch recht verschiedene Begriffe - nur ein Wort gibt. In Brasilien, dem Tochterlande Portugals, wird natürlich ebenfalls portugiesisch gesprochen, jedoch mit einem Unterschiede in der Aussprache. Der Haß zwischen Brasilianern und Portugiesen ist fast annähernd so groß, wie zwischen letzteren und Spaniern, von denen keiner dem anderen die Luft zum Atmen gönnt.

Schon allein durch seine Kolonien könnte Portugal reich sein; doch kosten diese weit mehr als sie einbringen, weil sie schlecht verwaltet werden. Der neue Kolonien- und zugleich Marineminister bestrebt sich übrigens gleich

seinem Vorgänger, die portugiesischen Kolonien in Afrika zu heben. Aus denselben sind viele Schwarze, wirkliche Neger und Mulatten, nach Portugal hergezogen, die recht gute Dienstboten abgeben. Von der Insel Madeira kommen außerordentlich schöne und sauber ausgeführte Stickereien, eigenartige Rohrgeflechte für Bänke und Gartenstühle; Ananas, die aber nicht im entferntesten das Aroma unserer Treibhausfrüchte haben, und dann vor allem der vorzügliche Madeirawein.

Was nun die Produkte des Landes anbetrifft, so muß in erster Reihe der Wein genannt werden, von dem jedoch nur der Portwein in den Handel kommt. Es ist mir unmöglich, alle Sorten - vielleicht zwanzig und mehr - zu nennen, die fast durchweg ausgezeichnet in ihrer Art sind. Da ist der Collares, ein roter Landwein, der dem leichten Bordeaux nichts nachgibt, und dessen beste Sorte 160 Reis, also 70 Pfennige kostet. Dann der Arinto, der Setubal, der Carcorellas; es scheint aber, daß sich diese Weine nicht zur Ausfuhr eignen, ich habe wenigstens nie gehört, daß sie versendet werden.

Wie hoch Portugal in der Kultur schon vor langer Zeit gestanden, erkennt man an den gewerblichen Erzeugnissen aus älterer Zeit, an den herrlichen alten Möbeln, die man hier noch findet. Leider haben englische und französische Händler bereits den größten Teil entführt, und doch, welche Schätze kann man noch erwerben, wenn man Geld hat und ein klein wenig Mühe daran setzt. Da findet man hohe Lehnstühle mit kunstvoll gepreßten Ledersitzen, das Stück zu drei bis sechs Pfund (= 60 bis 120 Mk.); in bunt gebeiztem Elfenbein und in Metall eingelegte Schränke, prachtvolle gediegene Schnitzereien aus pau santo (heiliges Holz, Palysander bei uns genannt) und so könnte man noch vielerlei her erzählen. Von den Ergebnissen der früheren Schiffsfahrten zeugen die schönen chinesischen, japanischen und indischen Porzellane. In der Neuzeit fertigt man in Caldas da Rainha Fayancen in höchst eigentümlichen Formen. Auch schöne alte Stickereien findet man noch, kunstvoll gewebte Meßgewänder und Bettdecken, in welchen man großen Luxus getrieben zu haben scheint. Und alle diese Herrlichkeiten lassen den Portugiesen kalt; er bevorzugt modernen Trödel und wirft das achtlos weg, was der Fremde um vieles Geld von den

Antiquitätenhändlern mühsam erwirbt. Unter diesen hat Lissabon gewiß eine in der ganzen Welt unübertroffene Spezialität. Einer der reichsten Ladenbesitzer dieser Branche ist der Bruder eines Grafen, sogar der Freund des Königs Don Fernando, und doch habe ich selbst mit ihm gehandelt, wie mit einem Juden; ich habe ihm gesagt, daß er ein Betrüger ist, und an demselben Abend noch bin ich ihm in der ersten Gesellschaft begegnet. Da die meisten Fidalgos verschuldet sind, kommen oft wahre Schätze in den Handel, Stücke, denen man es wohl anmerkt, daß sie Jahrhunderte im Besitz einer Familie gewesen sind. So kann man prachtvolles altes, getriebenes Silber kaufen, Spitzen und dergleichen. Die Hofbälle weisen eine überreiche Fülle von Brillanten und den schönsten Points aller Arten auf; wenn ich dann jenem alten Herrn begegne, so meine ich, er schätzt bereits den Profit, den er von dem hier zur Schau getragenen Schmuck früher oder später noch haben wird. - Besonders bemerkenswert sind noch die Schmucksachen der opoertoer Bauern, die aus großen, schweren goldenen Ketten, mit Amuletten und Herzen geziert, bestehen, mehr eigentümlich als schön.

Der Import liegt hauptsächlich in den Händen Englands, Frankreichs und Deutschlands. - Wie man aus der neuesten Statistik ersehen kann, hat die Einfuhr aus Deutschland bedeutend zugenommen. Es ist für jeden Deutschen ein stolzes Gefühl, zu sehen, wie sein Vaterland überall an Ansehen und Macht wächst. Der Portugiese ist viel zu faul, um zu arbeiten, bei geregelter, andauernd zugemessener Beschäftigung erschläfft er vollständig. Daher kommt es, daß er alles importiert und daß man oft die einfachste Sache nicht zu kaufen bekommt oder, ist es der Fall, zu enormem Preisen. Unter den fremden Kaufleuten sind Engländer und Deutsche überwiegend. England übt in Politik und Handet einen großen Druck aus, wofür das viele englische Geld einen Beweis liefert. Nächst den englischen Pfunden (à Pfd. = 4500 Reis) und halben Pfunden (= 2250 Reis), die in großen Mengen zirkulieren und unseren Münzen von 20 und 10 Mk. entsprechen, gibt es 2000, 5000, 10 000, 20 000 Reis-Stücke in Gold, das in Prägung und Gehalt vorzüglich ist. Die Bezeichnungen für bestimmte kleine Summen sind unzählige, 20 Reis une vinten, patacou 40 - testaô 100 - crusados 400 Reis etc., und gerade diese

sind bei dem Volke am üblichsten. Insbesondere in der letzten Zeit hat England sich durch den projektierten Vertrag von Lorenzo Marquez sehr unliebsam gemacht, und fängt der Portugiese an, die Vormundschaft lästig zu finden. Vielleicht dämmert in seinem kindlichen Geist der Gedanke, John Bull könne mit dem Plan umgehen, aus dem für den Handel ja wie geschaffenen Portugal eine englische Kolonie zu machen. Schon ein altes Sprichwort sagt ja, „daß selbst der Wurm sich krümmt, wenn er getreten wird“. Die Engländer haben hier mehrere Kirchen, Schulen, einen Gottesacker, ein Gesandtschaftshotel (das einzige eigene, während die übrigen Gesandten Mietswohnungen inne haben) und ein großes, schönes Marinehospital, kurz den Anfang zu einer vollständig organisierten Kolonie. Die englischen Flotten, die ab und zu in den Hafen einlaufen, jetzt öfter denn je, sind durchaus nicht gern gesehene Gäste.

Deutsche gibt es sehr viele hier, von denen wohl der größte Teil naturalisiert ist. Die deutsche protestantische Kapelle ist auf dem Praca des Nessesidades gelegen. Dieselbe nimmt selten mehr als 20 bis 30 Zuhörer auf, worunter Schweizer, Holländer, Schweden und auch Dänen. Der Geistliche, Pastor Wernicke, wohnt in dem Hause, in welchem sich die Kapelle befindet und welches der Gemeinde gehört. Tröstend und stets opferwillig ist Herr Wernicke ein Seelsorger im wahren Sinne des Wortes. Durch seine hohe wissenschaftliche Bildung, sein künstlerisches, musikalisches Talent ist er nicht nur in deutschen Familien - denen er wohl schon allen in Freud und Leid mit Rat und Tat treu zur Seite gestanden ein lieber, gern gesehener Gast, sondern auch in hohen portugiesischen Häusern. Dieser Geistliche wird von unserer Regierung besoldet und führt daher auch den Titel „Gesandtschaftsprediger“. An dem Geburtstag unseres allgeliebten Kaisers versammelt sich ein Teil der Gemeinde, um für das Leben und Wohlergehen des teuren Landesvaters zu beten. Der deutsch-protestantische Kirchhof liegt auf dem Largo de Montero; beim Eintritt in denselben glaubt man sich in einem Garten zu befinden. Nur die hohen Zypressen erinnern an seine Bestimmung, während die Gräber selbst, vollständig bedeckt von Rosen, Geranien und blühenden Schlingpflanzen aller Arten, Blumenbeeten

gleichen.

Der Gottesacker zieht sich einen kleinen Hügel hinab und bietet einen köstlichen Blick auf den Tajo, wo dieser schon fast Meer zu nennen ist. Als ich das erstemal an diesem Orte war, hatte ich das Gefühl, als seien die hier ruhenden Lieben, deren Gräber stets nach dem Meere sehen, mit der Heimat verbunden, als könne sie der sehnde Blick einmal aus weiter Ferne leichter finden. So schön diese freundliche Stätte ist, so sind doch diejenigen unendlich zu beneiden, die bei der Heimkehr keins ihrer Lieben hier zurücklassen müssen.

Unter den hier lebenden Deutschen herrscht im allgemeinen wenig Verkehr, da derselbe durch die enormen Entfernungen sehr erschwert ist. Es gibt einen deutschen Klub in der Bierbrauerei von Jansen, der jedoch meist nur von jungen Leuten besucht ist. Das dort gebraute, sogenannte deutsche Bier, cervéja allemão, würde als solches in Deutschland kaum anerkannt werden. Einige von den Deutschen können als sehr wohlhabend bezeichnet werden; dieselben gehören mit zu den angesehensten Kaufleuten. Der holländische Generalkonsul und zugleich Agent der Hamburg - Südamerikanischen Paketschiffahrtsgesellschaft - ein Deutscher - steht in großem Ansehen. Gegen jeden Reisenden gefällig, verschafft er oft armen Deutschen kostenfreie Rückreise in die Heimat. Im Gegensatz zu den durchreisenden Engländern und Franzosen, die nie versäumen, in erster Linie sich bei der Gesandtschaft vorzustellen, tut dies der Deutsche, nur im Notfall. Er hält es für überflüssig, dem Vertreter seiner Nation eine Höflichkeit zu erweisen, die doch nicht der Persönlichkeit, sondern der Behörde gilt; verliert er aber, sei es auch nur einen Regenschirm oder Aehnliches, so findet er sicher sofort, Beistand verlangend, den Weg zur Gesandtschaft und beklagt sich bei der Rückkehr in die Heimat über die geringe Zuvorkommenheit der Behörden. Ein drastisches Beispiel bot der Anthropologenkongreß und der Literatenverein im vorigen Jahr, der doch von unseren größten Kapazitäten besucht war. Keiner der Herren gab eine Karte in der Gesandtschaft ab; erst als sie erfuhren, daß sie nicht ohne die Vermittlung des Gesandten zu dem in Ajuda stattfindenden Diner eingeladen würden, fanden sie sich schleunigst

ein. Daß ihnen, wie dies bei Engländern und Franzosen geschah, kein Fest auf der Gesandtschaft gegeben wurde, ist danach wohl begreiflich.

Nun zum Schluß noch ein Wort über Vegetation, Tierwelt und Klima. Leider habe ich gar keine botanische Kenntnisse und vermag daher nicht dem freundlichen Leser vollständig und sachgemäß die schönen Gewächse zu nennen, die hier das Auge erfreuen. Um mit den Bäumen zu beginnen, so sieht man vor allem die schlanke Pinie, die breitastige Araucarie, deren höchstes und schönstes Exemplar in der Quinta der Duque da Palmella in Lumiãres stehen soll; dann Stech- und Fächerpalme - pinus Austria; Olive und Pfefferbaum mit seinen feinen Blättchen und zartem Grün; Eucalyptus, den Fliederbaum; Orange und Zitrone nicht zu vergessen; ja Camellie, Granate, Kakteen, Oleander, uns nur als Topfpflanzen bekannt, sind hier mittelgroße Bäume, welche einen köstlichen Duft verbreiten. Das Geranium wuchert hier teils als hoher Busch, teils als Schlingpflanze, ebenso Heliotrop und Bougainville, mit phantastischem Schmucke die Mauern bekleidend. Rosen in Größe und Schönheit, wie ich sie nie gesehen, die kleine Monatsrose als hoher Strauch, den ganzen Winter ihre zarten Blüten spendend, der Daturastrauch mit seinen fast betäubend duftenden weißen Glockenblumen; die in allen Farben an einem Strauch prangende boa noite, die einen süßen Duft ausstret - alles dieses fast wild wachsend und eine schon den Tropen sich nähernde Vegetation darstellend. Weil aber eben alles wild wächst, so geschieht nichts zur Bearbeitung des Bodens. Daher stehen Früchte und Gemüse an Aroma und, Geschmack weit hinter den Produkten unserer Heimat zurück. Spargel zieht man hier auch nur wie in Italien als kleine grüne Stengel, und der Blumenkohl ist ohne Geschmack; die Erbsen werden gegessen, wenn sie die Größe von Kanonenkugeln erreicht haben. Unzählige unserer Küchenkräuter fehlen ganz, wie Schnittlauch, Meerrettig, Dill usw.; baut man sie an, so degenerieren sie binnen kurzem. Rasenplätze gibt es nicht, die glühende Sonne würde sie bald zu dürrem Haidekraut gebrannt haben; um sie nur einigermaßen grün zu erhalten, sind große Summen notwendig, Den meisten Wohlgeschmack haben die Aepfel, während insbesondere die Pfirsiche nur durch ihr schönes Aeußere blenden,

aber hartes, geschmackloses Fleisch haben, welches sich nicht vom Stein löst, sondern abgeschnitten werden muß. Tomaten und Oliven gehören zu den hiesigen Lieblingsgenüssen, die Bananen nicht zu vergessen, die jedoch meist aus Madeira kommen, und selbstverständlich Orangen und Tengegerinhes.

Von Fischen, die ein Hauptnahrungsmittel der Portugiesen bilden, bin ich kein Freund, und weiß nur wenige zu nennen: Steinbutt, Seezunge, Lamprete, Tintenfisch, Seefasan, Lachs, Sardinen. Das Volk gibt den Vorzug vor allem anderen frischeren Fisch, der übrigens verhältnismäßig teuer ist, dem Cabalhau getrocknet, der in Fett oder schlechtem Oel gebraten, einen entsetzlichen Geruch verbreitet. Seezungen und Hummern gibt es nicht, dagegen Muscheln und Austern, die sehr billig sind, aber auch mit holsteinischen oder gar englischen Austern nicht verglichen werden dürfen. Lachse kommen im Winter vor, sind aber selten und teurer und durchaus nicht so zart wie Rheinlachs.

Für das Gefährt wird das Maultier vielfach verwendet, nicht nur an Lastwagen und Pferdeisenbahnen, sondern auch an Equipagen. So fahren z. B. die Hofequipagen damit, Maulesel sieht man wenig. Zum Transport von Gemüse, Obst etc. werden meist Esel und ein kleiner Schlag Landpferde verwendet. Wirklich schöne Tiere sind die Ochsen, und es ist eine Freude, einen schwerbeladenen Wagen mit einem Viergespann dieser kräftigen, großen, gutgenährten Tiere zu sehen. Das Fleisch ist im Allgemeinen, da es zu frisch gegessen wird, schlecht, und die Fleischer verstehen das Zerlegen nicht. Der Hammel hat ohne Ausnahme einen widerlichen Geschmack, und auch das Schweinefleisch, welches im Sommer als ungesund gilt, ist dunkel und hart. Schon das lebendige Schwein mit seiner schwarzen glatten Haut sieht abstoßend aus. Portugiesische Schinken sind meinem Geschmack nach ungenießbar. Zur Weihnachtszeit werden ganze Herden Puten durch die Straßen zum Verkauf getrieben, und um Ostern kleine Lämmer. Hühner, Enten, Gänse sind stets am Markt und auf der Straße zu kaufen, ebenso zahme und wilde Kaninchen, Hasen, Rebhühner, Wachteln, Schnepfen, wilde Enten u. s. w. Hirsche gibt es nur in den königlichen Wildparks. Die Hasen

und das übrige genannte Wild haben durchaus nicht den Wohlgeschmack wie bei uns, und die zierlichen rotbeinigen Rebhühner können sich durchaus nicht mit den unsrigen messen. Uebrigens gibt es hier unzählige Ratten und Mäuse - erstere fressen stets im hellem Sonnenschein friedlich mit meinen Hühnern aus einer Schüssel -, Schlangen, viele Eidechsen und eine Art giftiger Tiere in der Größe der letzteren, aber sonst mehr dem Krokodil ähnlich, die hauptsächlich in den Mauern leben. Eine große Plage sind auch die Mosquitos.

Wäre das Wenn und das Aber nicht, so könnte man das Klima tadellos nennen, und als solches fand ich es auch im vorigen Sommer. Außer an einigen Septembertagen war es, wenn auch heiß, so doch bei dem allabendlichem Seewinde recht gut zu ertragen. Ende Oktober aber fing die Regenperiode an, die mit kurzen Unterbrechungen bis Ende April gedauert hat. Während der Monate Dezember, Januar und Februar war der Regen so anhaltend, (was natürlich, wie stets in solchen Fällen, als Ausnahmefall dargestellt wurde), daß die Wohnungen gänzlich durchfeuchtet waren; die Wände herab flossen kleine Bäche; Tische und sonstige Möbel waren stets feucht, ja die Wäsche in den Schüben, die Kleider in den Schränken von dem permanenten Naß durchdrungen, das Schuhwerk mit Schimmel beschlagen, kurz ein trockenes Kleidungsstück kannte man nur dem Namen nach. Allerdings hat man die Annehmlichkeit, daß, sobald der Regen, wäre es auch ein Wolkenbruch, vorüber ist, man in der nächsten halben Stunde spazieren gehen kann, ohne einen nassen Fuß zu bekommen, Unter drei bis vier Grad über Null fällt das Thermometer fast nie, und es gibt kaum einen Tag, an dem man nicht wenigstens ein Fenster offen hat. Im vorigen Sommer litt man allerdings sehr von der Hitze, die aber als nicht normal galt. Immerhin kann man das Klima als ein günstiges bezeichnen. Dasselbe ist, abgesehen davon, daß es auf die Nerven erschlaffend wirkt, nicht ungesund. Es herrschen öfters Fieber, doch wo gäbe es einen Ort, an dem keine Krankheit herrschte?

Nimmt man Alles in Allem, die kleinen Misereen des Haushaltes abgerechnet, so kann man wohl sagen, daß, es sich hier ganz gut leben läßt. Stehe ich des Abends auf meinem Balkon, unter mir den kleinen Garten, erfüllt von dem

Duft der Blüten, und mein Auge schweift über die mir zu Füßen liegende Stadt mit ihren unzähligen Höhen und Tiefen nach dem Tajo, der wie ein breites, silbernes Band, mit zahllosen Dampfern und Schiffen bedeckt, sich vor mir ausbreitet, das bergige, wenn auch ziemlich kahle, gegenüberliegende Ufer immerhin eine Staffage bildend; darüber der klare, mit funkelnden Sternen besäte Himmel, der sich in den Fluten des Stromes wiederspiegelt; dazu der Mond, mit seinem Silberlicht Strom und Stadt übergießend, dem Ganzen einen zauberhaften, unendlich poetischen Reiz verleihend, so kann ich wohl sagen, daß Lissabon eine der schönsten Städte der Welt ist, Ich kann mich nicht dem Reiz entziehen, den die Poesie, die Ueppigkeit des Südens auf den Nordländer ausübt, und kann mich nicht satt daran sehen. Bricht aber der Tag an, und gleitet ein majestätischer Dampfer, kräftig die Flut zerteilend und heimwärts ziehend an mir vorüber, so möchte ich die Arme sehnsuchtsvoll ausbreiten und ihm zurufen, daß er mich mitnähme, denn in der deutschen Heimat, dem deutschen Vaterlande ist es doch tausendmal schöner, Dort ringt und arbeitet der Geist unaufhörlich, Großes und Schönes zu schaffen, um Land und Nation hoch über alle anderen zu erheben. Und dort schlagen noch die Herzen in Liebe und Treue, bis in den Tod für den greisen Heldenkaiser und für ihr deutsches Vaterland.





Der Besuch der spanischen Majestäten am portugiesischen Hofe.

Januar 1882.

Monarchenbesuche gehören jetzt zur Tagesordnung, und so reißt denn endlich auch uns ein solcher aus dem ewigen Einerlei, Anfangs November trafen die Könige Portugals und Spaniens an der Grenze beider Länder zusammen zur Eröffnung der direkt von Madrid nach Lissabon führenden Bahnlinie, durch welche die Fahrt um acht Stunden gekürzt wird. Die beiden Monarchen erneuerten in Caceres die gegenseitigen freundschaftlichen Beziehungen, und König Don Alfonso nahm die Einladung des Königs Don Luiz an, der binnen kurzem in Aussicht stehenden Eröffnung der Ausstellung voll Kunstaltertümern in Lissabon beizuwohnen. Die portugiesische Presse tat natürlich ihr Möglichstes, dieses Einvernehmen zu stören, in blindem, kleinlichem Neide wurde der erlauchte Besuch geschmäht, ja, man beschuldigte Don Luiz, sein Land an Spanien verraten zu haben, so daß schließlich die Aussichten zur Verwirklichung des Besuches ganz geschwunden schienen. Glücklicherweise wurde die Eröffnung der Ausstellung mit der den Portugiesen eigenen Ruhe, ja Indolenz betrieben - *tenha paciencia amanha* (habe Geduld, ist's heute nicht, ist's morgen - und dann auch noch nicht); Ende November sollte sie stattfinden, und für den 12. Januar ist sie jetzt festgesetzt. In dieser Zeit war aber von nichts anderem die Rede, als von dem spanischen Monarchenbesuch, Die umfassendsten Vorbereitungen wurden seit Monaten getroffen, denn es fehlt eben an allem.

Das königliche Schloß Ajuda, das Schloß in Belem, wo der Besuch wohnen soll, wurden neu eingerichtet, zwölf hannöversche Pferde für den königlichen Marstall verschrieben, und jeder Bummel wurde durch die Presse genau informiert, wieviel Contos de Reis die Königin für ihre Toilette verschwende, während das Volk darbe. Ja, man ging so weit, zu sagen, Don Luiz wisse genau, daß sein königlicher Nachbar nicht käme, er benutze nur die Gelegenheit, auf Staatskosten seine Schlösser usw. neu einzurichten. Das Los der Monarchen ist heutzutage nicht immer zu beneiden, aber das des Königs von Portugal am wenigsten von allen. Infolge der völligen Preßfreiheit ist er den größten Injurien ausgesetzt, wie auch der „Antonio Maria“ (Kladderadatsch) keine Nummer ausgibt, ohne den Monarchen in den Schmutz zu ziehen.

Endlich war der Tag der Eröffnung der Ausstellung festgesetzt und damit auch definitiv der Tag der Ankunft des spanischen Besuches. Hatte man vorher gemurrt, so wußte man jetzt nicht, wie man sich vor Stolz blähen sollte, und die Kopfllosigkeit erreichte ihren Höhepunkt, als es sich erwies, daß die Königin Maria Christine ihren erlauchten Gemahl begleiten würde, was zuerst durch ihren zarten Gesundheitszustand in Frage gestellt war. Das Programm der Festtage ist so überfüllt, daß ich mich frage, wie die Majestäten, wie wir alle die Strapazen aushalten werden. Dabei die grenzenloseste Unordnung, Unpünktlichkeit; niemand weiß etwas, und so hoffe ich, werden Sie es Ihrem Berichtstatter zugute halten, wenn die Nachrichten, langsam, aber dann wenigstens genau bei Ihnen eingehen. Man muß sich wirklich unter Portugal kein europäisches Land denken, bei den Pyrenäen hört Europa auf, und je länger man hier lebt, je schmerzlicher empfindet man den gänzlichen Mangel an allem, was zu den Annehmlichkeiten des geistigen und des materiellen Lebens gehört, in allem blüht das edelste dolce far niente. Sagt doch der Portugiese selbst, wenn jemand aus England, Frankreich, Deutschland usw. kommt: „kam an aus Europa“ - und so ist es denn gewiß einem wirklichen Europaer gestattet, die Bemerkung zu machen, daß er hier eben nicht das Gefühl hat, in Europa zu sein.

Doch genug davon, ich will mich bemühen, den freundlichen Lesern so viel als möglich die Lichtseiten portugiesischen Lebens vorzuführen. Das ist aber schwer. Der ganze Verwaltungsmechanismus fungiert so schlecht, die Beamten, von der höchsten Hofcharge bis zum gewöhnlichsten Arbeiter, kennen so wenig ihre Pflichten, daß bei Gelegenheiten wie jetzt, wo es eben auf die strengste Pflichterfüllung und Routine ankommt, hier dieses Ineinandergreifen, worin unsere deutsche Verwaltung so groß ist, völlig fehlt. Es werden die größten Unvorsichtigkeiten begangen, durch welche die Stimmung des Volkes, welche dem Monarchen ohnehin nicht gewogen, auf das höchste gegen denselben gereizt wird. Die Revolution gährt im Innern, der Traum des Volkes ist Republik, und oft bedarf es ja nur eines Steinchens, das sich löst, um die Lawine ins Rollen zu bringen. Man hätte besser getan, die für den 14. Januar angesetzte Parade zu unterlassen. Die Truppen sind nicht geschult genug, um eine solche bestehen zu können. Die Garnison ist so klein, daß man aus den Provinzen Truppen heranziehen mußte. Dinge, die das Volk ärgern und die letzteres lächerlich macht; greift man aber dann in seine Rechte ein, wie man es jetzt getan, so ist der Schaden tausendmal größer, als die Sache es wert war. Gewöhnlich findet hier am 24. Juli eine Parade statt, welcher die Königin von dem Balkon des auf der placa San Pedro belegenen Theaters Donna Maria II. aus beiwohnt. Dieses Platzes schönste Zierde ist eine dreifache Reihe von Bäumen, die seit 30 Jahren den Stolz und die Freude des Volkes bilden. Da die Truppen, wie gesagt, vollständig ungeübt sind, so scheidert jede Parade an den kurzen Schwenkungen, die dicht vor dem Balkon ausgeführt werden müssen, unter dem der König mit seinem Stabe Aufstellung nimmt. Um nun diese Schwenkungen zu vermeiden, ist auf der Langseite des Platzes eine Tribüne errichtet worden, welcher wenigstens 50 Bäume haben zum Opfer fallen müssen, die in der Nacht umgehauen worden sind. Der Pöbel konnte kaum zurückgehalten werden, dem Ministerpräsidenten Fontes die Fenster einzuwerfen. Vandalismus ist es, das ist wahr; der Platz ist jetzt verdorben; die Bäume wachsen mitten in der Stadt nur schwer wieder, und das Ganze war überhaupt unnötig, da die Rennbahn bei Belem und die placa do Commercio sich noch besser für das militärische Schauspiel geeignet hätte.

Aus den Provinzen sind die Menschen in Massen herbeigeströmt, selbst aus Paris dort lebende Portugiesen und Spanier eingetroffen. Die Gasthöfe sind überfüllt, die Preise in allen enorm. Da die Tage so besetzt sind und die Entfernungen so groß, so muß man einen Wagen für den Tag haben, will man nicht riskieren, ohne Gefährt zu bleiben. Die Lohnkutscher fordern pro Tag nicht weniger als 100 Frs., also 75 Mk. Zum Schutz gegen Uebervorteilung des Publikums sind die Preise von der Munizipalität bestätigt worden; was hätten wir wohl sonst gezahlt? Vielleicht das Doppelte.

Im Nachstehenden gebe ich das Programm für die Festzeit vom 10.- 16. Januar. Allerdings kann ich keine Garantie dafür leisten, daß dasselbe innegehalten wird, denn man ist hier eben unberechenbar. Festgesetzt aber ist wenigstens folgendes: den 10ten um 1 Uhr Ankunft der Majestäten; um 8 Uhr im Schloß Aguda Diner von 120 Gedecken. Den 11., vormittags, Pferderennen in Belem; abends großer Ball in Aguda, Den 12., vormittags, Eröffnung der Ausstellung, dann Stierkampf und abends Galaoper in San Carlos. Den 13. Fahrt der Majestäten nach Cintra, Déjeuner dinatoire auf der Pena, dem Lustschloß des Königs Don Fernando; abends Illumination des Tejo, an der sich fünf dazu einberufene Kriegsschiffe beteiligen. Den 14. Januar Parade, abends Ball, den Majestäten von der Kaufmannschaft gegeben in dem Palais San Sebastiano. Den 15. Stierkampf und Galavorstellung im Theater Donna Maria II. Den 16. Abreise nach dem Jagdschloß Villa Vicosa.

10. Januar.

Während ich diese Zeilen schreibe, ist Lissabon bereits in größter Aufregung. Heute nacht ist der spanische Gesandte Herr Valera den Majestäten entgegen gereist, begleitet von den bei dem königlichen Besuch diensttuenden portugiesischen Hofchargen, Donna Gabriela Sousa Continho, Conde Ficalho, General Teineiro Rebello und Major Visconde de Seisal, sowie dem Ministerpräsidenten Fontes de Mello und dem Minister des Auswärtigen, Serpa Pimentel. Um 3 Uhr morgens findet an der Grenze die Begrüßung statt.

Die spanischen Majestäten sind begleitet von einem sehr zahlreichen Gefolge: Marquise Santa Cruz, Oberhofmeisterin, Marquise de Molins, Ehrendame, Sagasta, Ministerpräsident, Marquis de la Vega d'Armijo, Minister des Auswärtigen, Marquis von Alcanices, Oberhofmeister, Marquis de Santa Cruz, Oberzeremonienmeister, Conde de Serallo, General Terreros, Marquis Villapaterna, Conde de Sepuloeda, die Generale Sonni und Barjes, Graf Morphy, Sekretär des Königs, Leon y Llerena, Sekretär des Ministerpräsidenten, Dr. Camison, Arzt, Don Eusebio Pages, Don Bagnes, Don Diaz y Reado usw. In Sautarem, woselbst die Majestäten sich umkleideten, war eine Stunde Aufenthalt.

* * *

Soeben kehre ich von dem Einzuge zurück. Der Bahnhof war reich geschmückt mit Bannern, Teppichen und Guirlanden. In der Halle bildet den Mittelpunkt der Dekoration eine Flaggengruppe, in deren Mitte die Wappen Portugals und Spaniens, rechts und links die Italiens und Oesterreichs sich zeigen. Der Hof war so dicht besetzt, daß es kaum möglich war, durchzukommen. Die Mitglieder der spanischen Kolonie waren natürlich erschienen, sowie die gesamte spanische und österreichische Gesandtschaft. Um 12 1/2 Uhr erschien der König Don Fernando (Vater des regierenden Königs), begleitet von seinem Adjutanten, General Sousa Pinto. Auf der einen Seite stand das Musikkorps der Munizipalgarde - hier die beste Truppe - auf der anderen das Musikkorps der Philharmoniker. Zehn Minuten vor 1 Uhr erschien der König Don Luiz von Portugal mit dem Kronprinzen Don Carlos. Um 1 Uhr 3 Minuten fuhr der königliche Extrazug ein, begrüßt von der spanischen Nationalhymne und den Salutschüssen, die die Korvette „Bartholomäus Dias“ abgab, welche dem Bahnhof gegenüber Aufstellung genommen. Der Bahnhof liegt nämlich dicht am Tejo. Als der Zug hielt, eilte Don Luiz dem aussteigenden spanischen Könige Don Alfonsio entgegen; die Monarchen begrüßten sich durch herzliche Umarmungen, worauf Don Luiz der Königin von Spanien Donna Maria Christine galant die Hand küßte und die Begrüßung seitens Don Fernandos und Don Carlos stattfand. Der Königin den Arm bietend, geleitete Don Luiz dieselbe nach dem Wartesalon,

woselbst die Begrüßung durch die Gesandtschaft und die Vorstellung der Munizipalität usw. stattfand. Zwei kleine Mädchen der spanischen Kolonie überreichten ihrer Königin prachtvolle Buketts.

Es war fast 2 Uhr, als sich der Zug in Bewegung setzte: voran eine Schwadron Ulanen vom Regiment Viktor Emanuel, gefolgt von drei vierspännigen, von Maultieren gezogenen Galawagen mit einem Teil des Gefolges, dann sechs sechsspännige vergoldete Galaequipagen mit den höheren Chargen, hierauf der goldene königliche Wagen - achtpännig - die Mähnen der Pferde mit rot und gelben Bändern (die spanischen Farben) durchflochten. Zur Rechten die Königin, in dunkelblauem Atlas mit Sammt verziert, vorn reich mit weißer spanischer Spitze geschmückt - einen weißen Spitzenhut tragend; neben ihr Don Alfonso, der Königin gegenüber der König Don Luiz und neben diesem der Kronprinz.

Man sagt immer, der Deutsche sei phlegmatisch, kaltblütig, - doch welcher Unterschied bei solcher Gelegenheit zwischen deutschem und portugiesischem Publikum! Kein Hut wurde gelüftet, kein Ruf ertönte, so daß der Zug mehr einem Leichenbegängnis als etwas anderem glich. Rechts und links am Wagen ritten der General Visconde de Sayres, Divisionskommandant, und Don Augusto, der Bruder des regierenden Königs, Chef der Kavalleriebrigade. Es folgten dann in buntem Durcheinander 600 Reiter, teils Ulanen von dem Regiment der Königin, teils von dem vierten Kavallerie-Regiment; sodann der sechsspännige Galawagen des Königs Don Fernando, die Wagen der spanischen und österreichischen Gesandten usw. Der Tag war ziemlich trübe gewesen, aber zur Zeit des Einzugs trat die Sonne hinter den Wolken hervor, ein gutes Omen für die spanisch-portugiesische Allianz, und so mochte wohl die Fahrt den Atero dicht am Tejo entlang den spanischen Majestäten einen freundlichen Eindruck machen. Um 3 Uhr traf der Zug in Belem ein, woselbst die Königin Anna Maria Pia mit den Prinzen Don Alfonso mit der ihr eigenen Grazie und Liebenswürdigkeit die königlichen Gäste empfing. Nach den üblichen Begrüßungen und Vorstellungen begaben sich die portugiesischen Majestäten und Prinzen in ihre Schlösser zurück, um sich erst zu dem um 8

Uhr stattfindenden Galadiner wieder zusammenzufinden. Der vor dem Schloß von Belem liegende Platz Don Fernando ist natürlich unablässig von Neugierigen belagert. Die Mitte des Platzes nimmt eine Ehrenpforte ein, die reich mit Fahnen und Wappen geschmückt ist. Heute abend wird dieselbe elektrisch beleuchtet, während das Musikkorps des ersten Infanterie-Regiments den Majestäten ein Ständchen bringt.

Gegenüber liegen die fünf Kriegsschiffe, die jeden Abend illuminiert werden.

* * *

Punkt 8 Uhr fanden sich die zu dem Diner Geladenen ein; das Innere des Schlosses war mit elektrischem Licht erleuchtet, der Platz vor demselben aber spärlich wie immer von einigen Gaslampen erhellt. Zum Diner waren an die gesamte spanische Gesandtschaft, sonst von dem diplomatischen Korps aber nur an die Missionschefs mit ihren Damen resp. deren Vertreter Einladungen ergangen - England und Deutschland sind augenblicklich durch Geschäftsträger vertreten - alsdann nur noch die höchsten Hofchargen mit ihren Damen. Daß Pünktlichkeit die Höflichkeit der Monarchen, ist eine am hiesigen Hofe unbekannte Sache. Es mochte wohl eine kleine Stunde vergangen sein als endlich sich das ersehnte Klopfen des Hofmarschallstabes hören ließ. Nur sich kurz verbeugend, schritten die Majestäten weiter nach dem Eßsaal - der König Don Luiz die Königin Maria Christine führend, während der König von Spanien Portugals Königin den Arm reichte. Der Zug vervollständigte sich, indem der König Don Fernando der Marquise Oldoini, der Gemahlin des italienischen Gesandten und zugleich Doyens des diplomatischen Korps, den Arm reichte, während der Kronprinz die Marquise Molins und Don Augusto die Marquise Santa Cruz, führte. Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen die Namen der folgenden nennen - nur noch ein Wort über die Toiletten der Königinnen.

Die Königin von Spanien überstrahlte jedenfalls an Eleganz und Geschmack die hiesige Königin, die sich sonst stets außerordentlich geschmackvoll kleidet. Donna Marie Christine trug ganz mattblauen Atlas, besetzt mit

breiter in offener Seide gestickter Bordüre, die Taille, durchweg gestickt. Im Haar trug die Königin ein prachtvolles, einen Kranz bildendes Diamantdiadem, den Hals schmückte ebenfalls ein kostbares Kollier, matt rosa Rosen zierten Haar, Brust und Kleid, über welches, von einer wundervollen Diamantagraffe gehalten, das weiß und rosa Band des portugiesischen San Isabellen-Ordens sich breitete. Die Königin Maria Pia von Portugal trug die spanischen Farben. Tablier von weißem Atlas mit roten Atlasschärpen verziert, dazu eine Schleppe aus Goldbrokat auf weißem Atlasfond. Ueber der Brust das weiß und dunkelviolette Band des spanischen Marie-Luisen-Ordens. Die Königin, die sonst in Brillanten strahlt, trug im Haar nur einen schmalen Diamantenstreif und einige verstreute Sterne; den Hals schmückte ein allerdings prachtvolles Kollier in Brillanten und Rubinen. Don Alfonso trug am Hals das goldene Vließ, über der Brust das dunkelblaue Band des Ordens *torre e spada*, Don Luiz das Band des goldenen Vließes und die Kette des *torre e spada*. Der König von Portugal, sowie der Kronprinz trugen Marineuniform.

Unter den Klängen der spanischen Hymne betraten die Majestäten den Saal; es ist der frühere Thronsaal. Zur Rechten des Königs Don Luiz nahm die Königin von Spanien Platz, ihr zur Rechten der Kronprinz, dann die Marquise Molins, der Nuntius, Monsignor Aloisi Masella, dann die spanische Gesandtin Madame Valera. Links vom König die spanische Oberhofmeisterin Marquise Santa Cruz, links von ihr Don Augusto, dann die Herzogin Palmella, die erste Dame der portugiesischen Fidalgos, dann der Kardinal von Oporto, der Marquis Oldoini usw. Rechts von der Königin der König von Spanien, neben diesem rechts die Oberhofmeisterin Gräfin Sousa Continho, dann ein spanischer Grande - links von der Königin, der König Don Fernando, die Marquise Oldoini, ein Spanier usw. Die Tafel, in grader Linie aufgestellt, war reich mit prachtvollem Silber- und Goldgeschirr besetzt. An den Wänden entlang standen ungefähr je acht Buffets mit prachtvoll getriebenen Silberschüsseln und Gefäßen geschmückt. Für Liebhaber teile ich das Menu hier mit: *Creme d'orge perlée à la Royale* - *Potage aux trois filets*. *Hors d'oeuvre* - *Friture à l'italienne*. *Relevés* -

Saumon à la régence- Filet de boeuf à l'andalous. Entrées: Filets et becasses à la Talleyrand - Cotelettes de chevreuil à la purée gibier - Aspic de purée de volaille à la Reine. Punch à la Impérial. - Rôtis. - Dindons à la Perigueux - Jambon Asturien à l'espagnole: Entremets: Asperges à la sauce blanche, Pouding Gormanston, Coupe en nougat à la Chantilly. Glaces, Vins, Liqueurs.

Die Unterhaltung wurde sehr lebhaft geführt, insbesondere seitens des Königs von Spanien. Inmitten des Diners erhob sich der König Don Luiz, um den Trinkspruch auszubringen; die ersten Worte sprach er so leise, daß sie nur den Nächstsitzenden verständlich waren. Der König, der stets mit einer unglücklichen Verlegenheit zu kämpfen hat, sprach französisch. Der Sinn seiner Rede war folgender:

"Bei Gelegenheit der Eröffnung der Ausstellung ist uns und unserem Lande der Vorzug zuteil geworden, den König von Spanien und seine Gemahlin hier zu bewillkommen. Wir heißen Sie willkommen in unserem Hause und in unserem Lande und trinken auf die Gesundheit des Königs von Spanien und der Königin von Spanien."

Nach kurzer Pause entgegnete Don Alfonso mit einer ganz unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit. Seinen erlauchten Nachbarn offen ins Auge schauend, entgegnete er in derselben Sprache ungefähr folgendes:

„Durch den überaus freundlichen Empfang, der uns geworden, sind wir so bewegt, daß wir keine Worte finden, unseren Gefühlen Ausdruck zu geben. Es ist unser innigster Wunsch, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem König und der Königin von Portugal, sowie dem Kronprinzen und uns fort dauere, daß die beiderseitigen Länder in freundschaftlichem Einverständnis bleiben mögen, indem sie sich, stets die beiderseitige Unabhängigkeit bewahren. Meine Herren, wir trinken auf das Wohl Ihrer Majestät der Königin, auf das Wohl Sr. Majestät des Königs von Portugal!"

Es läßt sich nicht beschreiben, welchen ungemein günstigen Eindruck diese wahrhaft königlich gesprochene Rede machte. Zu wünschen bleibt, daß das portugiesische Volk die absichtlich sehr betonte Stelle, die Unabhängigkeiten

beider Länder betreffend, beherzigen und nicht immer durch kleinliches Mißtrauen das gute Einvernehmen zweier Nachbarvölker stören möge, die durch ihre Lage ja darauf angewiesen sind, Freunde zu sein. Unter den Klängen der portugiesischen Hymne verließen die Majestäten den Eßsaal; im jetzigen Thronsaal wurde sodann der Kaffee eingenommen. Um den hohen Reisenden einige Ruhe zu gönnen, war von dem Empfang des diplomatischen Korps bei denselben vor dem Diner abgesehen worden. Nach demselben ließ sich Ihre Majestät die Königin von Spanien die Damen, Seine Majestät der König die Herren vorstellen, und wurde der offizielle Empfang des diplomatischen Korps für den 11., abends 9 Uhr, vor dem Hofball im Schlosse zu Belem, anberaumt, Ist die spanische Königin auch nicht eine auffallend hübsche Erscheinung, so hat sie doch etwas sehr Sympathisches und durchaus Königliches. Mit großer Anmut machte die Königin Cercle, fast stets sich der Landessprache der betreffenden Dame bedienend. Nach beinahe zweistündigem Cercle, den die Königin von Portugal mit der ihr nicht minder eigenen Grazie aufhob, entfernte sich der Hof. Schnell leerten sich die glänzenden Räume, und jeder suchte, im höchsten Grade ermüdet, sein Lager auf.

11. Januar.

Heut vormittags fand ein Gabelfrühstück in der spanischen Gesandtschaft statt, nach welchem die Majestäten sich zu dem Pferderennen nach Belem begaben, Ich benutze die Zeit, wo in dem spanischen Gesandtschaftspalais der Empfang der spanischen Kolonie stattfindet, Ihnen diese Zeilen zu senden. In der Haupt- und Residenzstadt Lissabon haben wir ja nur einmal täglich Verbindung mit der übrigen zivilisierten Welt. Mein nächster Bericht erzählt von dem Pferderennen, dem Ball, der Eröffnung der Ausstellung, bis dahin - até a manha!

Lissabon, 11. Januar.

Meinen heutigen Bericht beginne ich mit dem Hofball in Ajuda, anstatt mit

dem Pferderennen, das die Majestäten Ermüdung halber nicht besuchen. Der Empfang der spanischen Kolonie im Gesandtschaftshotel hatte soviel Zeit in Anspruch genommen, daß die Majestäten, nachdem ihnen die Gräfin Edla, morganatische Gemahlin des Königs Don Fernando, vorgestellt worden war, nur kurze Zeit behielten, um Toilette zu machen und zu dinieren. Um 9 Uhr fand bei dem spanischen Königspaar in dem Schloß zu Belem der Empfang des diplomatischen Korps statt, bei welcher Gelegenheit der spanische Ministerpräsident Sagasta zu nicht geringer Entrüstung Anlaß gab, indem er, mitten im Saal stehend, sich fortwährend des Zahnstochers bediente; eine doch wirklich nicht hoffähige Allüre. Es war gegen 11 Uhr, als in Ajuda der Oberhofmeister Graf Rio Major die Ankunft der Majestäten ankündigte. Die wirklich schönen Räume waren zum Erdrücken voll, über 3000 Einladungen waren ergangen und es fehlte gewiß niemand. Zur Rechten des Thrones nahm das diplomatische Korps Aufstellung, links die Hofchargen und Fidalgos.

Die spanische Hymne ertönte; huldvoll nach allen Seiten grüßend, betraten die Majestäten den Thronsaal, der zugleich als Tanzsaal dient. Die Königin von Spanien am Arm des Königs Don Luiz, in mattrosa Atlastoilette mit blaudurchwirkter Schleppe; Blumenguirlanden verzierten die Robe, den Kopf schmückte ein äußerst kleidsames ungefähr 4 Ztm. breites Diamantdiadem pavé. Die Königin Maria Pia, welche Don Alfonso geleitete, erschien in einer Toilette von gelbem chinesischem Atlasgewebe, voll welchem dunkle Blattgewinde und bunte Vögel mit langen Schwänzen effektiv sich abhoben; im Haare ein Brillantdiadem aus Sternen bestehend. Es war wirklich ein hübscher Anblick, während des Tanzens die beiden Königinnen zu beobachten, beide voll Grazie und Hoheit in ihren Erscheinungen. Selbst Paris wäre es schwer gefallen, den Apfel zu verteilen, ich teile ihn in der Mitte durch, und meine gerecht zu sein. Die Klänge der ersten Quadrille ertönten, die Majestäten tanzten dieselbe in der Zusammenstellung wie sie den Saal betreten hatten. Der König Don Fernando mit der Marquise Oldoini, der Kronprinz und Don Augusto mit den beiden spanischen Ehrendamen. Die übrigen Paare waren aus den Herren des spanischen Gefolges, und den

Missionschefs und ihren Damen gebildet.

Den Reigen der allgemeinen Tänze eröffnete der König Don Alfonso mit Frau von Kleist, Frau des deutschen Geschäftsträgers, mit der er den ersten Walzer tanzte. Wie man sagt, walzt der König mit Leidenschaft und sehr gut, Seine Tänzerin trug eine mattrosa Atlastoilette mit rosa Federn im Haar und an der Robe. Die Tanzkarte ist hier sehr monoton; Quadrille, Walzer, Lancier wechseln miteinander ab. Charakteristisch ist, wie wenig man auch im Tanzen hier auf Ordnung und Akkuratessie sieht. So brachte der erste Lancier so viel Konfusion hervor, daß die Majestäten fortwährend im Lachen blieben. Wer einen Hofball sonst hier mitgemacht, konnte übrigens bemerken, daß der spanische Besuch doch einen günstigen Einfluß auf die Geselligkeit ausübte. Das spanische Königspaar verbindet mit Hoheit und Würde soviel natürliche Liebenswürdigkeit und jugendliche Heiterkeit, daß selbst die hiesigen Majestäten davon mit fortgerissen wurden. Den nächsten Tänzen sahen die beiden Königinnen vom Thron aus zu, während der König Don Alfonso unermüdet sich unter die Tanzenden mischte. Der Saal zeigte eine Fülle von schönen eleganten Erscheinungen aus den Kreisen der Fidalgos; unter ihnen zeichneten sich besonders aus: die Gräfin Noroguha, eine schlanke junge Frau mit edlen Zügen, in lichtblauer, mit Points de Venice volants verzierter Atlasrobe; im Haar eine blaue Federpanache. Die Feder im Haar ist überhaupt im Augenblick Herrscherin der Mode. Die Gräfin Villa Real, ein auffallend schöner griechischer Kopf; die Marquise Oldoini, trotz zwei erwachsener Töchter eine der anziehendsten Erscheinungen. Diese Marquise, an den italienischen Gesandten verheiratet, ist eine Portugiesin von Geburt, einem der edelsten Geschlechter entsprossen. Unter den Damen des diplomatischen Korps ist mir nach der angedeuteten Richtung niemand besonders aufgefallen. Die portugiesischen Damen hatten natürlich eine reiche Toilettenpracht entfaltet; ich verzichte darauf, Ihnen die kostbaren Steine und Spitzen zu beschreiben, an denen das Auge des Kenners sich weiden konnte. Die Gräfin Portolovo z. B., die reichste Dame Portugals, war im vollen Sinne des Wortes mit Diamanten bedeckt.

Als die letzten Töne erschallten, verließ ich, bekannt mit den hiesigen Verhältnissen, schleunigst den Saal, um dem Gedränge und der Unordnung zu entgehen; wie wohl ich daran getan, beweist der Umstand, daß, während ich gegen 4 Uhr mein Lager aufsuchte, gar viele erst gegen 6 Uhr nach Hause kamen.

Den 12. Januar.

Am Eröffnungstage hatte eine zahlreiche Menschenmenge sich vor dem Ausstellungsgebäude eingefunden; der schönste Sonnenschein, mildes, warmes Wetter war den Armen hold, die wohl drei bis vier Stunden dort gestanden haben. Ihrem Berichterstatter war es gelungen, sich Eingang zu verschaffen - obgleich der Auserwählten nur sehr wenige waren. Das Palais ist für den Zweck der Ausstellung gemietet und gänzlich ausgebaut worden. Dem berühmten Staatsmann, Marquis von Pombal, wurde es von seinem Souverän geschenkt; die Reichtümer, die er für den Staat und für sich erworben - sie sind hin: die Staatskasse leer, und der eigene Urenkel nahe dem Bankerott. Aus der hohen, prächtigen Halle führen zwei mächtige Marmortreppen aufwärts in den durch Oberlicht erhellten Saal, in welchem die Eröffnung stattfand. Auf einer kleinen Erhöhung standen die Sessel für die Majestäten.

Es mochte 2 1/2 Uhr geworden sein - also 1 1/2 Stunden später als festgesetzt! - als der Hof erschien. Die Königin Christine trug bei dieser Gelegenheit dunkelbraunen Sammet, mit einem weißen, mit blaßrosa Rosen bestickten Atlastablier, dazu ein cremefarbenes Spitzenhütchen mit rosa Rosen; die portugiesische Königin bernsteinfarbenen Atlas, ebenfalls mit rosa garniert, einen rosa Atlashut mit hoher Aigrette und Panache, dazu eine braune Sammetmantille mit spanischen Spitzen besetzt. Der König Don Fernando, von dem eigentlich die Ausstellung ins Leben gerufen worden ist, verlas eine Ansprache. Leider erschwert seine näselnde Stimme das Verstehen ganz außerordentlich. Der Sinn der Rede war, daß es ihm eine große Genugtuung sei, den Erfolg der Ausstellung so glänzend zu sehen.

Dieselbe biete den Beweis, welche hohe Kultur und entwickelte Industrie Portugal schon vor Jahrhunderten besessen. Redner wünscht, daß die Ausstellung dieser Kunstwerke ihren Zweck erfüllen möge, nämlich von neuem Anregung zu geben, Portugal zu seinem einstigen Glanz zurückzuführen. Darauf sprach - diesmal in klaren, sehr deutlich gesprochenen Worten - der König, Don Luiz, den Unternehmern seinen Dank aus, wie auch dem Könige von Spanien, daß er die Ausstellung mit seiner Gegenwart beehre. Der Minister der öffentlichen Arbeiten, Hintze Ribeiro, erklärte sodann die Ausstellung für eröffnet.

Ich darf heute nicht einmal den kleinsten Versuch machen, Ihnen eine Beschreibung der Ausstellung zu geben. Sie übertrifft in der Tat jede Vorstellung, die man sich davon gemacht. Ein Saal ist spanischer Industrie gewidmet, Sachen, von denen man bestimmt weiß, daß sie über 100 Jahre in Portugal sind. Ein Saal ist ganz von den dem Könige Don Fernando gehörigen Stücken gefüllt. Ein anderer enthielt nur Gold- und Silbergeräte mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt, die der Kapelle von San Roque gehören. Im ganzen sind es 17 Säle. Alles richtig würdigen zu können, erfordert geradezu ein Studium. Ich muß gestehen, es hat mich fast wehmütig berührt, das Einst und Jetzt. Welchen Reichtum, welche Industrie hat dieses Land besessen, wie weit hat in Macht und Ansehen sein Name, sein Arm gereicht! Die Schätze Indiens hat es sich angeeignet, ehe noch ein anderer europäischer Fuß dieses Wunderland betreten, und jetzt - unwillkürlich, wenn man sieht, wie dieses einst so blühende Land verfällt, gedenkt, man der melancholischen Worte in „des Sängers Fluch“: „Nur eine hohe Säule zeugt von entschwundener Pracht - auch diese schon geborsten, kann stürzen über Nacht!“

Doch fort mit diesen trüben Gedanken - scheint doch der blaue wolkenlose Himmel mein zu spotten und die Sonne strahlt ihr goldiges Licht aus, sie rüstet sich zum Gehen und taucht schon ihr leuchtendes Antlitz in die blauen Fluten des Stromes, auf dem die buntbewimpelten Schiffe lustig schaukeln. Schon tönen die Klänge der portugiesischen Hymne an mein Ohr, mich mahmend, daß der glänzende Zug mit dem Hofe bereits die Ausstellung

verläßt, um zum Stierkampf zu eilen. Trotzdem es 4 1/2 Uhr war, der Aufenthalt in der Arena also nur ein sehr kurzer sein konnte, eilte ich nach dem Campo Sant Anna, eine Fahrt, die allein fast 20 Minuten in Anspruch nimmt. Es war ein glänzendes Bild, das sich meinen Augen bot; die Wände der Arena sind geschmackvoll mit grünem Laub und Blumen verkleidet, dazwischen zeigen sich malerische Gruppierungen portugiesischer, spanischer, österreichischer und italienischer Fahnen und Wappen. Ich behalte mir die Beschreibung des Stierkampfes, an dem sich diesmal Amateurs beteiligten und dem der Hof von Anfang an beiwohnen wird, noch vor. Die Logen sind dicht besetzt - die Kostüme der capinhas glänzend in Blau und Silber, Rot und Gold. So widerwärtig das Schauspiel uns Deutschen erscheint, ist es doch nicht ohne Interesse, hier einen dieser Stierkämpfe beizuwohnen, da es der einzige Augenblick ist, wo der Portugiese, seine Gleichgültigkeit abwirft und sich als feuriger Südländer geberdet. Ja selbst die zartesten weiblichen Wesen sind verwandelt - und immer frenetischer wird der Jubel, je mehr das arme Tier gequält wird. Da werden Tücher geschwenkt, Blumen geworfen, geschrien, mit den Füßen gestampft, gezischt - kurz ein Enthusiasmus, etwas roh und unverständlich zwar, doch - ländlich sittlich!

Einer bunten Schlange gleich wand sich um 5 1/2 Uhr der königliche Zug durch die Straßen, voran eine Kavallerie-Abteilung, dann die goldenen Galawagen - die Dienerschaft, in rot und goldener Livree - dann wieder Kavallerie - ich schlug eine Seitenstraße ein, um schneller heim zu gelangen - rief uns ja doch schon die achte Glockenstunde zur Galavorstellung ins Opernhaus San Carlo.

Obleich ein jeder genau wußte, daß die Vorstellung nicht pünktlich beginnen würde, so war zur gegebenen Stunde das Theater doch schon dicht besetzt von einem auserlesenen Publikum. Teils von Neugierde gedrängt, teils um dem Gedränge zu entgehen, war man ausnahmsweise pünktlich! - mich trieb die Macht der Gewohnheit, die jedem Deutschen die Pünktlichkeit als erste Pflicht anempfiehlt. Dadurch, daß das Militär, der Offizier, außer wenn er im Dienst, ist, niemals Uniform trägt, wird der äußere Glanz des

gefüllten Hauses sehr beeinträchtigt. Links in der Hofloge hatte die Gräfin Edla Platz genommen - die große Mittelloge und rechte Seitenhofloge waren noch leer - sonst konnte wohl kein Apfel zur Erde. Links von der Mittelloge hatten in drei, in eine einzige große umgewandelten Logen die Missionschefs in Uniform mit ihren Damen Platz genommen. Die Damen im ersten Rang durchweg dekolletiert, in reichem Diamantenschmucke strahlend. Zweimal erhob sich das Publikum, weil ein loser Vogel das mot d'ordre gegeben - ja der Vorhang wurde aufgezo-gen, und wir konnten uns einstweilen an dem Hofstaat des dänischen Königs erfreuen. Man hatte nämlich die Oper „Hamlet“ gewählt! - „weil es am besten geht“ - war die Antwort, die ich erhielt, als ich mich über die Wahl verwundert aussprach. Wenn auch nicht die Musik, so ist doch das Sujet zu tragisch - Mord und Tiefsinn, Wahnsinn und Tod sind meiner Ansicht nach nicht zu einer Galavorstellung geeignet. Da man es aber überflüssig fand, den Vorhang zu senken, so ließ sich schließlich der arme König unter schallendem Gelächter des Publikums majestätisch auf dem Throne nieder. Kaum war Ruhe eingetreten, so erschien wirklich der Hof, die Nationalhymne Spaniens ertönte - und stehend erwartete das Publikum den Eintritt der Majestäten. Voran Don Luiz mit der Königin von Spanien, dann Donna Maria Pia am Arm des Königs Don Alfonso. Freundlich nach allen Seiten grüßend nahmen die Majestäten Platz. Die Königin Maria Christine in taubengrauem Atlas mit grauem Schmelz; im Haar und an der Brust rosa Federn mit verhältnismäßig wenigem Schmuck; die Königin von Portugal in rotem Atlas mit points d'Alencon garniert, ein Diadem von Brillanten und Saphieren im Haare, ein mehrreihiges Kolloier mit denselben Steinen um den Hals. Der hintere Teil der Loge war gefüllt mit bunten Uniformen, unter denen die spanischen besonders glänzend hervorstachen. Einen sehr hübschen Anblick gewährten die Seitenhoflogen mit ihrer Fülle vornehmer Schönheiten. Es waren anwesend zwölf Ehrendamen der Königin von Portugal, in weißen Atlaskleidern mit der blauen Courschleppe über den Arm, und weiß und blauen Federn. Die Courschleppen der spanischen Damen waren dunkel, ihre Farbe konnte ich nicht unterscheiden. Eine Unsitte ist, daß der Hof in jedem Zwischenakte die Loge verläßt, wodurch das Publikum eigentlich permanent in Motion ist. Die

Unterhaltung in der königlichen Loge war eine sehr lebhaft, und besonders interessierte es mich, den König Don Alfonso zu beobachten. Sein großes Auge musterte voll Interesse seine Umgebung, während er sich insbesondere auf das Angelegentlichste mit dem liebenswürdigen König Don Fernando unterhielt. Um 11 1/2 Uhr verließ der Hof, sich gegen das Publikum verneigend, die Oper, während die Musik die Hymne „Don Luiz“ spielte. Gleich uns verließen viele andere das Theater - die Hauptanziehung war gewichen.

13. Januar.

Der schönste Sonnenschein begünstigte heut den Ausflug nach Cintra; über ihn und die Illumination des Tejo morgen.

Die spanischen Festtage sind wirklich vom Himmel begünstigt, denn während das normale Wetter zu dieser Zeit strömender Regen ist, wölbt sich jetzt ein tiefblauer, wolkenloser Himmel über uns, und die goldigen Strahlen der Sonne verleihen der Landschaft jenen wunderbaren, duftigen Zauber, der auf Bildern demjenigen unnatürlich erscheint, der den Süden nicht kennt. Die Luft ist zwar frisch, aber immerhin wird in der Sonne der Paletot lästig, und wen die frische Brise täuscht, der kann leicht, wenn er sich nicht gegen die Sonnenstrahlen schützt, einen kleinen Sonnenstich davontragen. Der heutige Tag kann wohl als der gelungenste der Festtage angesehen werden. Kommen seinem Programm doch die Naturschönheiten, die Lissabon und seine Umgebung zu bieten hat, bei dem Besuch der Pena in Cintra und bei der Illumination des Tejo in herrlichster Weise zu statten. Die achte Morgenstunde entführte schon glänzende Equipagen der Residenz, die selbst, in Morgennebel gehüllt, noch traumbefangen dalag. Unsäglich langweilig, eintönig ist die dreistündige Fahrt, und wer von Rom nach Tivoli gefahren, der kann sich auf dem Wege nach Cintra ohne besondere Anstrengung der Phantasie in der römischen Campagna glauben. Ja selbst die hohen Bogen der Wasserleitung geleiten uns, und die scheußlich verkrüppelten Bettler fehlen weder dort noch hier. Jetzt teilt sich der Nebel, und Frau Sonne zeigt

ihr strahlendes Antlitz - mit einem Zauberschlag die Szenerie verändernd. Der angespannte, noch schlafbefangene Mensch glaubt erwachend in einem Märchenlande zu sein. Verschwunden ist der kahle Horizont, dort türmen sich in prächtigem Grün bewaldete Berge auf, und majestätisch, dunkel hebt sich gleich einem Zauberschloß der mächtige Bau der Pena hoch auf dem Gipfel vom blauen Aether ab. Immer näher rückt das, was man zuerst für eine Fata Morgana hielt, und jetzt rollt der Wagen an der ersten Häuserreihe entlang; auf dem Bergesrücken, malerisch zerstreut, unzählige Villen und Häuser - tief unten im Tal das königliche Schloß und die Stadt Cintra. Man glaubt wirklich in der Schweiz zu sein - in einem jener reizenden, schattigen Alpentäler. Ungeheure Menschenmassen haben sich auch hier angesammelt. Mit dem Glockenschlage 11, pünktlich wie immer, rollte die Equipage des königlichen Wirtes Don Fernando daher; neben ihm saß seine Gemahlin Gräfin Edla. Der König ist sehr populär; erinnert seine hagere Gestalt auch unwillkürlich an Don Quichote, so ist er doch eine vornehme Erscheinung. An seinem Deutsch erkennt man unfehlbar den Wiener; seine näselnde Sprachweise wirkt grade nicht verschönernd auf die ohnehin so häßliche portugiesische Sprache. Don Fernando ist aber sicherlich einer der lebenswürdigsten Herren, er hat stets ein freundliches Wort für jeden und unterscheidet sich dadurch sehr zum Vorteil von König Don Luiz, der infolge seiner unglücklichen Verlegenheit nie weiß, was er sagen soll.

Ungefähr 50 Esel standen am Fuß der Pena bereit; die Fahrt den steilen Berg hinauf wäre für die ermüdeten Pferde zu viel gewesen. Außer den königlichen Gästen und ihren resp. Hofstaaten war nur noch die gesamte spanische Gesandtschaft geladen, sowie Baron Dumreicher, der Vertreter Oesterreichs, der schon mehr als 12 Jahre hier weilt. Gegen 12 Uhr war der Hof erschienen. Der König Don Luiz, der stark erkältet war, hatte davon Abstand nehmen müssen, an der Fahrt teilzunehmen. Bald war die Kavalkade im Gange. Schade nur um die schönen Toiletten der Damenwelt. Donna Christine trug schiefertafelfarbenen, Donna Maria Pia taubengrauen, die Gräfin Edla gelb-braunen Sammet. Der König Don Alfonso ritt einen kleinen flotten dunkelbraunen Esel, la pulga, der Floh, genannt. - Meister Langohr

mußte die Ehre, einen königlichen Reiter zu tragen, wohl zu Kopf steigen, denn plötzlich brach er in sausendem Galopp aus der Reihe aus, und nun hatte der König alle Mühe, das durchgehende Tier zu bändigen. Das Gelächter wollte gar nicht aufhören, beide spanischen Majestäten besitzen soviel frischen Humor, daß der hiesige Hof davon angesteckt wird. Und so sah man es dieser übermütigen Kavalkade wirklich nicht an, daß sie aus Monarchen und fürstlichen Häuptionern bestand.

Den Garten der Pena zu beschreiben, würde mir zu viel Zeit rauben; es dauert stundenlang, ehe man ihn ganz gesehen. Der König hat die glückliche Idee gehabt, die Natur fast ganz sich selbst zu überlassen - nur hier und da sorgt die Hand des Gärtners für einen wohlgepflegten Pfad durch den Kamelienhain, dort steht ein chinesischer Pavillon, da ein Kiosk, hier ist zwischen den beiden Bergespitzen mit unsäglicher Mühe ein kleiner See ausgegraben, auf dem eine kleine Barke sich schaukelt - während Schwäne in stolzer Grandezza die Fluten durchziehen, in denen sich märchenhaft der blaue Himmel und die Zinnen des Schlosses spiegeln.

Der Kamelienhain ist wohl das schönste, was die Phantasie sich ausmalen kann; obgleich jetzt noch nicht in voller Blüte, bedeckten hunderte von roten, rosa und weißen Knospen die Sträucher und Bäume, deren Stamm ich vielfach nicht zu umspannen vermochte. Den Boden bedeckten Tausende der abgefallenen Blüten - einen prächtigen Gegensatz zu dem tiefen Grün der Blätter bietend.

Doch ich muß eilen, schon schreitet der Zug der hohen Besucher, die jetzt die Esel verlassen haben, den großen Talweg entlang - und jetzt ist die Plattform erreicht, und ein unwillkürliches „Ah!“ entringt sich der Brust - das Auge weiß nicht, wohin es zuerst schauen soll: welch wunderbar schöner Rest maurischer Baukunst ist jener Erker, jenes Tor - wohin man blickt, ein Kunstwerk von Menschenhand! Aber weiter schweift das Auge - da dehnt sich der Ozean in seiner unabsehbaren Fläche brausend, schäumend schlagen die Wogen gegen die felsigen Ufer, als zürnten sie ihnen, weil sie machtlos dagegen grollen - die Sonne gießt goldenes Licht auf Meer und Land, und von allem Herrlichen, was das Auge schaut, überwältigt, findet der

Beschauer nicht Worte, seinen Empfindungen Ausdruck zu geben. Jener Erker hat es gesehen, wie Portugals Herrscher daran lehnten, ausschauend nach den Schiffen, die Portugals Macht hinaustrugen in fremde Weltteile, in die noch kein Europäer den Fuß gesetzt; ausschauend, ob sie noch nicht heimkehren, mit Schätzen reich beladen, um dem Buch der Geschichte ein neues Blatt einzufügen. Ja, gleich Polykrates konnten einst Portugals Herrscher sagen, Land und Meer weit überschauend: „Dies alles ist mir untertänig, gestehe, daß ich glücklich bin!“

Doch weiter, weiter - ich verscheuche die Träumereien, denn die brausenden Wogen, sie erzählen weiter von einer zerschellten Armada - von Krieg und Tod und Mord - Erniedrigung - Gefangenschaft! Du goldige Sonne scheine und jage die finsternen Gedanken fort!

Der kunstliebende Don Fernando hat das Innere des Schlosses in eine Ausstellung verwandelt, und obgleich die besten Stücke augenblicklich fehlen, so ist des Schönen und Kostbaren noch viel. Der große Eßsaal ist in Reparatur, daher war ein großes Zelt auf der Terrasse aufgeschlagen, woselbst die hohen Gäste jetzt ein Déjeuner dinatoire einnehmen. Gestärkt setzt man den Ritt nach den Ruinen des alten Maurenschlosses fort, dann geht es hinab ins Städtchen, zur Besichtigung des königlichen Schlosses. Die Pena ist Privatbesitz des Königs Don Fernando, der sie aus den Ruinen eines Maurenschlosses erbaut, dessen Ueberreste einen starken Teil des Schlosses bilden. Hat man aber die Pena gesehen, so erscheint alles dagegen farblos und matt und da das Programm des heutigen Tages noch nicht erschöpft war, so wurde eilig zur Rückkehr gemahnt, und doch war es 7 Uhr, als die hohen Gäste ihr Schloß erreichten.

Tag und Nacht schienen heut miteinander wetteifern zu wollen. Hinter uns lag ein sonniger, köstlicher Tag unter blauem Himmel in einem der schönsten Punkte Gottes schöner Erde, und nun drängte die Nacht, ihr Regiment anzutreten und auch ihren Anteil an den Festgaben zu spenden. Dunkler und dunkler wurde es. Da begann es aufzuleuchten, und ein wunderbar schöner Anblick breitete sich vor uns aus. Wien hat vor kurzem seine Königstage gehabt und seine Bälle und sonstigen Feste sind an Glanz sicherlich in

Lissabon unerreicht geblieben aber einen Tag, wie den heutigen, konnte die schöne Donaustadt ihren Gästen nicht bieten. Denn dazu gehört eben Cintra mit seiner Pena und das Meer und der Himmel und der blühende Kamelienhain, und um eine Nacht zu schaffen, wie mein Auge sie gesehen dazu fehlt dort der Tejo mit seinen malerisch bergigen Ufern - der Tejo, der ja hier kein Strom mehr ist, sondern schon Meer - auf dessen Fluten unzählige Kauffahrteischiffe schaukeln und dessen Wellen die Riesenformen stolzer Kriegsschiffe kosend umspülen. Ich hatte ein Billett zum Eintritt in das Ausstellungsgebäude erhalten, zu einem Platz dicht neben den Majestäten, wo ich den Vorteil hatte, vom Mittelpunkt aus die Illumination zu sehen. Gegen 10 Uhr begann das großartige Schauspiel. Die gegenüberliegenden Berge waren auf das geschmackvollste, in bogenförmigen Linien, die ab und zu unterbrochen waren, von Pechfeuern erhellt; das jenseitige Ufer aber durch eine doppelte Reihe Pechfeuer erhellt. Vor dem Ausstellungsgebäude lagen fünf Kriegsschiffe, Vasco da Gama, Rainha de Portugal, Rio de Lima, Bartholomäus, Dias und Don Fernando. Der Vasco, eines der schönsten und tüchtigsten Schiffe, die es gibt, lag in der Mitte. Der diesseitige Quai des Tejo, Atero genannt, war von der Vorstadt Belem aus bis zur Landungsbrücke am Arsenal ungefähr eine halbe Stunde lang mit dreifachen Gasbogen erleuchtet, dazwischen strahlten ganze Gebäude, wie der Pavillon der Pferdebahn, die Markthalle u. a. im Gaslicht. Tausend kleinere Barken mit bunten Lampions schwammen auf dem Meer, das einem glatten Spiegel glich. Die Umrisse der fünf Kriegsschiffe waren ganz mit kleinen Lampen erleuchtet und boten einen zauberisch gespensterhaften Anblick. Die Ankunft der Majestäten, von Böllerschüssen und der spanischen Volkshymne verkündet, war das Signal zum Beginnen des Feuerwerks. Die Kriegsschiffe, die bis jetzt im weißen Licht dagelegen, wechselten plötzlich ihre Beleuchtung und schienen wie in Edelsteine gefaßt. Weiße, blaue, rote, grüne, gelbe Lämpchen glühten abwechselnd auf, große in allen Farben strahlende Feuerkugelbuketts wurden gegen den schwarze!! Nachthimmel gesendet, die langsam, zitternd - die Luft war fast unbeweglich - in die dunklen Fluten versanken; goldene Feuergarben, Räder, Sonnen - kurz, ein Märchen aus tausend und einer Nacht. Einen, reizenden Anblick bot

eine Flottille von vielleicht 100 kleinen Booten, jedes verschieden beleuchtet, in wechselnder Bewegung stets neue Linien und Formen bildend, zwischen den anderen Schiffen sich hin- und herschlängelnd. Das Schlußtableau bildete ein brennendes Segelschiff, ein schauerlich schöner Anblick.

15. Januar.

Meine letzten Zeilen, der Bericht über Cintra und die Illumination werden hoffentlich in Ihre Hände gelangt sein. Da die Post eine gute Stunde entfernt ist, bin ich genötigt, mich des Briefkastens zu bedienen, und wäre es gar nicht zu verwundern, wenn man in diesem Trubel einmal vergäße, den Kasten zu räumen. Ich wünschte beinahe, ich hätte meinen Bericht mit Beschreibung der überaus gelungenen Illumination schließen können - so aber muß ich Ihnen gewissenhaft noch von der Parade erzählen, die man eigentlich eine Parodie dessen nennen könnte, was man bei uns in Deutschland eine Parade nennt.

Ich hatte Ihnen schon mitgeteilt, daß dieselbe auf dem Rocio, oder auch Praca San Pedro genannt, stattfinden würde. Die Tribüne ist recht gut ausgefallen, ganz mit Blau und Weiß, den portugiesischen Farben, drapiert; in der Mitte die Loge für die beiden Königinnen, zu der rechts und links mit Teppichen belegte Treppen aufführen, rechts die Tribüne für das diplomatische Korps, links für Mitglieder der Cortes, Munizipalität, Journalisten usw. Die mittlere Loge war reich mit Fahnen und exotischen Pflanzen geschmückt. Die Decke schmückten teils die spanischen, teils die portugiesischen Farben. Die Gesandtschaften waren aufgefordert worden, Billets für ihre Landsleute zu verlangen, und so befand ich mich denn auch gegen 1 Uhr auf der Tribüne rechts, wo ich Zeuge einer höchst unangenehmen Szene wurde. Man hatte diese Tribüne kurzweg „do corpo diplomatico“ genannt, aber keine Plätze für dasselbe reserviert. Als nun die Herren Gesandten in Uniform mit ihren Damen erschienen, war kein Platz frei. Der russische Gesandte verließ sofort die Tribüne und fuhr nach Haus,

und es gelang nur den äußersten Anstrengungen des österreichischen Gesandten, seine übrigen Kollegen zum Bleiben zu überreden und einem Skandal vorzubeugen. Von Hofchargen wurden die ersten Reihen geräumt, doch blieb der Vorfall höchst unangenehm, und die Königin sah sich veranlaßt, ihr Bedauern darüber auszusprechen. Wenn man nur ein klein wenig um sich schaut, so wundert man sich kaum, daß derartiges geschehen kann. Die Sappeure der Munizipalität, die übrigens in ihren weißen Lederschürzen und hohen Bärenmützen brillant aussehen, bildeten einen Kordon, vor den Tribünen. Obgleich der König Don Fernando bereits erschienen war, traten sie ruhig ihre Zigarette rauchend aus dem Glied, ja ich sah selbst den Oberzeremonienmeister Marquis Ficalho eine halbe Stunde lang im Gespräch mit einem Sappeur außer Glied, beide selbstverständlich rauchend. Die Hofchargen qualmten nach Herzenslust in der königlichen Loge, und als die Vorreiter das Nahen der Königinnen verkündeten, stürzte jeder an seinen Platz - die Zigarre oder Zigarette fortwerfend, gleichviel wohin.

Mit der ihn nie verlassenden Grandezza empfing Don Fernando die königlichen Frauen. Die spanische Königin, in dunkelblauem Sammet mit weißem Hut, erstieg an seinem Arm die Loge, während der jugendliche Infant Don Alfonso seine Mutter geleitete, welche ein mattgrünes Seidenkleid trug mit dunkelgrünen Sammetbordüren, dazu einen weißen Hut mit rosa Federn. Von der Einfachheit, ja Armseligkeit der Equipagen, die die Königinnen heranzuführten, macht man sich kaum einen Begriff. Die hohen Damen waren in einem mit braunem Leder ausgeschlagenen Landauer gekommen, dessen Jugendzeit ein längst überwundener Standpunkt war; der Viererzug, dessen vergoldete Geschirre nicht einmal gepicht waren, sondern blind und trübselig dreinschauten, konnte sich bei weitem nicht mit denen messen, die bei den Korsofahrten oder den Rennen in Schlesiens Hauptstadt glänzen. Noch trauriger waren die beiden Vierspänner mit dem spanischen Gefolge, die Zweispänner aber zu beschreiben, die dann folgten, erlasse man mir - das weitere verschweigt des Sängers Höflichkeit.

Glücklicherweise entriß uns das Kommen der Monarchen eingehenderen

Betrachtungen. Zur Rechten des Königs Don Luiz, der keinen ungünstigeren Moment hat, als wenn er zu Pferde sitzt, ritt Don Alfonso. Seine schlanke Gestalt ist die eines geborenen Sportsmannes; sein freundliches, großes Auge glitt förmlich erstaunt über die stumme Menge, Ihre Gemahlinnen grüßend, ritten die Monarchen dem Ende des Platzes zu, wo Don Alfonso die Parade abnahm. Hinter den Königen ritt der Infant Don Carlos, der Kronprinz, der zum erstenmal an der Parade teilnahm. Fast Tränen hatte es ihm gekostet, daß er seinen blonden krausen Bart und seine Locken hatte opfern müssen - ich konnte ihm nur gratulieren, denn sein Aeußeres hat bedeutend gewonnen. An seiner Seite ritt der Ministerpräsident Fontes, dann das Gefolge. Nachdem der König von Spanien Aufstellung genommen, sprengte Don Luiz zurück, um seinem königlichen Gast persönlich die Truppen vorzuführen. Es sollen 10 000 Mann gewesen sein, zuerst die Zöglinge der Militärschule, dann Seebataillone, Ingenieure, Artillerie; Ulanen und Jäger zu Pferde unter dem Kommando Don Augustos, Herzogs von Coimbra; Abteilungen Infanterie, verschiedener Regimenter, sowie Jäger, Train und rotes Kreuz.

Der Vorbeimarsch dauerte ungefähr 1 1/2 Stunden. Wohl den Portugiesen, daß an meiner Stelle nicht Graf Moltke die Kritik ausübt, wohl den Kommandeuren, den Offizieren - es ist kaum übertrieben, wenn ich sage, daß nicht eine einzige Kompagnie vorüber kam, die sich mit deutschen sechs Monate im Dienst gestandenen Rekruten hätte messen können. Von Richtung keine Spur, die Front einer jeden Abteilung bildete eine Schlangenlinie, der eine Helm saß im Nacken - der andere auf dem Ohr; während der eine Soldat hierhin schaute, sah der Nachbar in die entgegengesetzte Richtung, - Neben dem Kompagniechef schritt ab und zu als Adjutant ein Bummler - die Zigarre im Munde, - kurz ein wahrhaft komischer Anblick. Ein kleiner sechsjähriger Brasilianer, der neben mir stand (seine Eltern sind eben aus Wien gekommen) sagte zu seiner Mutter: „Du, Mama, in Wien geht's doch schöner“ - Kindermund usw.! Ich meine, dem König Don Alfonso braucht ein solcher Nachbar keine Furcht einzufloßen. - Die schönste Melodie vermag man nicht permanent zu hören, ich muß aber sagen, daß die eintönige melodiöse spanische Hymne, mit der ein Musikkorps das andere ablöste,

gradezu abspannend auf die Nerven wirkte. Ich war froh, als die Könige freundlich, grüßend mit ihrem Gefolge vorüber waren und der letzte mit trägen Maultieren bespannte Hofwagen fortrollte - denn ich war herzlich ermüdet von einem Schauspiel, das die Lissaboner Presse als die glänzendste Parade bezeichnete, die hier abgehalten worden ist. Wohl dem, dachte ich, als ich es las, der die andern nicht mit erlebt.

Das Programm des 14. war aber damit nicht erschöpft, und mit dem Glockenschlage Zehn fuhr ich dem Palais San Sebastiano zu, in dem die Kaufmannschaft den Majestäten einen Ball darbot - um mich portugiesisch auszudrücken. Das Palais liegt an dem äußersten Ende der Stadt, trotz livro transito gelang es mir erst nach fast einstündiger Fahrt, die Wagenreihe zu durchbrechen. Die Eingangshalle war in ein mächtiges Palmenhaus umgewandelt, zu dem die Pflanzen aus Oporto, aus den Gärten eines Herrn José Marques gekommen, der der bedeutendste Blumenzüchter Portugals ist. Daß der Reichtum hierzulande in den Händen der Kaufleute sich befindet, hat dieser Ball bewiesen, der an Luxus und Pracht nichts zu wünschen übrig ließ.

Rechts und links an die Eingangshalle grenzten Säle mit permanenten Buffets, an denen von Anfang an Tee, Eis, sowie kalte Braten, Gelees, Majonnaisen, Port- und Rotweine wie Madeira und Champagner usw. zu haben waren. Der eine Saal nur für Damen. Die Herren und Damen des Komitees waren an kleinen Bandschleifen erkenntlich. Parterre und erste Etage waren als Festräume bestimmt; in letzteren drei Sälen für die Tanzenden mit je einem Musikkorps. Der Blick auf den Garten zauberisch - die Teppichbeete und Fontainen mit kleinen bunten Lampen umgeben, ab und zu elektrische Flammen; in der Mitte streckte ein mächtiger Kandelaber seine Arme aus, in denen bunte Lampions sich schaukelten. Das ganze einem großen Weihnachtsbaum gleichend.

Gegen Mitternacht erschienen die Majestäten - die Königin von Spanien in blauem Atlas mit Spitzen, Donna Maria Pia in mattblau mit Gold gesticktem Atlas, beide Königinnen in reichem Diamantschmuck; die Könige im Frack.

Leider konnte ich die Namen der Damen und Herren nicht alle erfahren, mit denen die Majestäten tanzten - Madame Santos und Madame Burney - sowie die Herren Chamisso und Santos tanzten in der ersten Quadrille, natürlich alles Angehörige des Komitees, welches gleich zu Anfang den Majestäten vorgestellt worden war. Das Zimmer, in dem das königliche Souper aufgestellt, war mit äußerstem Geschmack eingerichtet. Blühende Kamelien und Rosen, Palmen, plätschernde Fontainen erinnerten an morgenländische Pracht.

Um 3 Uhr verließ der Hof den Ball, und jetzt kommt - fast könnte man sagen Revolution - Mord und Totschlag. Es erwies sich, daß die Garderobendiener geradezu unverantwortlich unordentlich gewesen, kein Paleot, kein Mantel zu finden, dabei pfiß ein eisiger Wind durch die Halle geradezu todbringend nach der Erhitzung in der glühenden Atmosphäre der Ballsäle. Die Einladungen mochten wohl auch nicht mit der gebührenden Vorsicht ergangen sein, Betrunkene traten in brutalster Weise auf - die Garderobentür erbrechend - Damen lagen in Ohnmacht oder in Krämpfen - kurz ein wildes Durcheinander. Unzählige fuhren ohne Mäntel oder mit fremdem Eigentum nach Haus, und heut wimmeln die Zeitungen von Annoncen wegen vertauschter und verlorener Mäntel, Paletots, Tüchern, Schmucksachen usw. Die sechste Stunde war hereingebrochen, als die letzten das Palais verließen, mit Wut und Groll im Herzen, und möglicher-, nein, wahrscheinlicher Weise einer Lungenentzündung in Aussicht. Letztere Szene habe ich mir von Augenzeugen schildern lassen, denn wohlweislich war ich, allerdings nachdem ich mit vieler Mühe und nach einhalbstündigem Suchen meine Sachen gefunden, noch vor den Majestäten heimgeeilt, wohl voraussehend, was folgen würde. Noch hatten wir ja einen Festtag vor uns, für den man seine Kräfte sparen mußte.

Als Ihr Berichterstatter die Ehre hatte, dem Könige von Spanien vorgestellt zu werden, erwähnte derselbe im Laufe des Gesprächs (der König spricht übrigens sehr gut deutsch und, wie man sagt, sehr gern), daß er beabsichtige, das Schiff „Vasco da Gama“ zu besichtigen. Schon ein englischer Admiral hat mir gesagt, daß dieses Panzerschiff eines der vorzüglichsten

Kriegsschiffe sei, die es gibt - im Volksmunde heißt es pim paô, was soviel bedeutet als: der Unerschrockene, Tapfere. Sonntag früh war dann die Besichtigung des pimpaô in Aussicht genommen. Mit dem Schläge zwölf verkündete ein Kanonenschuß, daß die königliche Galeote mit den achtzig weiß und blau gekleideten Ruderern Belem verlassen habe. Ein Schwarm von Booten und Dampfbarkassen begleitete das königliche Boot - lustig flatterten im Sonnenlicht die Flaggen Portugals und Spaniens, ein heiteres, glänzendes Schauspiel bietend. Die Zeit war gemessen, und nach kaum einhalbstündigem Aufenthalt steuerte die königliche Galeote der Landungsbrücke am Arsenal zu, wo fast gleichzeitig die beiden Königinnen zu Wagen eintrafen, die ihre Gatten nicht begleitet hatten. Nach kurzem Aufenthalt ging es weiter nach dem Campo Sant' Anna, wo die Arena liegt, denn heute bot sich uns ja das glänzende Schauspiel eines zweiten Stierkampfes, und zwar eines von Fidalgos geleitete. Dieses Stiergefecht wurde von Herrn Alfred Anjos arrangiert, der infolgedessen Visconde geworden und mit dem Kommandeurkreuz des spanischen Ordens Carls III. ausgezeichnet worden ist. Der Portugiese kennt kein Vergnügen, wenn er nicht weiß, was es kostet - und so taxiert man die Kosten, die Senhor Anjos hat, auf 10 Konto de Reis = ungefähr 40 000 Mark. Die Logen des ersten Ranges hatte er der Königin zur Verfügung gestellt. Ich muß gestehen, daß die Arena neulich in ihrem Blüten- und Blumenschmuck fast hübscher war als heute, wo die Wände abwechselnd in Blau und Weiß, Rot und Gelb drapiert sich zeigten.

Drei Musikkorps machten einen fast betäubenden Lärm, als die Majestäten erschienen; sie spielten die spanische Hymne, wobei eines stets mindestens einen Takt vor dem andere voraus war. Jetzt öffnete sich das mittlere Tor, und ein Reiter, Don Julio Costa Batelho, in schwarzem Sammet und lila Atlas gekleidet, erschien, von zwei kleinen allerliebsten, höchstens fünfjährigen Pagen, in rosa und blauem Atlas gekleidet, gefolgt, Er erbat und erhielt die Erlaubnis der Majestäten zum Beginn, worauf sechs Kavalleiros, auch Fapadeiros genannt, in großer Gala die Arena betraten. Man glaubte sich wirklich ins Mittelalter, zurzeit der Tourniere, versetzt; die edlen Rosse

mit Gold und Steinen besät, auf dem Kopf wehende Federbüsche, Sammetschabracken, in Gold- und Silberstickerei strotzend, die Reiter selbst in Atlas und Sammet, reich gestickt. Besonders fiel ins Auge der Entrepreneur Senhor Alfredo Anjos, in blauem Sammet mit Silber. Nun entfaltete sich ein buntes Bild. In die Reihen der Reiter traten die Bandarilheiros, welche Fachmänner sind und unter denen Alfredo Tinolo der Liebling des Publikums ist. Ihre Tracht ist äußerst kleidsam: Strümpfe und Schuhe, dazu das in Sammet und Metall gestickte, bis ans Knie reichende Beinkleid, die bunte Centa, dazu die wiederum in Sammet und Metall gestickte kurze spanische Jacke und der schwarze spanische Hut. Ihre Arbeit ist die, den Stier von dem Reiter abzulenken mit der Capa, dem kurzen spanischen Mantel, der natürlich hier rot sein muß; dann treten die Mocos di Forcado auf, die den Stier zurückführen, wenn das Schauspiel zu Ende, und zuletzt die Campinhas, eigentlich Bauern, heut aber auch Fidalgos, die die sogenannte Pega machen. Am Schluß nämlich wirft sich einer dieser Campinhas dem Stier zwischen die Hörner, während die übrigen ihn in diesem Augenblick bändigen. Es ist dies äußerst gefährlich, da bei der geringsten Ungeschicklichkeit Verwundungen vorkommen können, die den Tod augenblicklich zur Folge haben. Die Pega ist deshalb jetzt gänzlich verboten, und es war nur heut eine Ausnahme gemacht worden. Der Stierkampf in Portugal ist für den Liebhaber natürlich nicht das, was er in Spanien ist, aber ich muß gestehen, wenn ich schon wählen soll, ziehe ich ihn hier vor. Der Stier trägt nämlich auf den Hörnern Messingkugeln, wodurch er Pferde und Menschen zu durchbohren verhindert ist, und doch kommt noch oft genug ein Unglück vor. In Spanien ist aber der Enthusiasmus am höchsten, je mehr Pferde zerrissen werden, deren Eingeweide dann von dem Stier herumgezogen werden, ein abscheulicher Anblick! In Spanien wird auch der Stier getötet, während er hier durch die Farpas nur verwundet wird. Dies sind mit Gold und buntem Papier umwickelte Stöcke, die eine ungefähr 15 Ztm. lange eiserne Spitze haben. Aufgabe ist es nun für den Kavalleiro, die Farpa dem Stier ins Genick zu stoßen, doch nur in dem Augenblick, wo er von dem Stier angegriffen wird. Gefährlicher sind die kleinen Farpinhas, bedeutend kürzere Stöcke, die aber meist nur der Bandarilheiro handhabt.

Die Capa ist in Spanien besonders beliebt, der Portugiese dagegen lernt nie deren richtigen Gebrauch. Der Spanier läßt selbst in Todesgefahr die Capa nicht fallen; sie vor sich haltend, erregt er die Wut des Stieres, der, mit den Hörnern nach unten stoßend, auf ihn zukommt. Dieser Moment wird benutzt, um dem Tiere den Todesstoß beizubringen.

Die Namen der Kavalleiros waren folgende: Carlos Relvas, Antonio Velliz Caldeira, Don Antonio de Mello e Castro Salvaes, Don Antonio de Portugal, Henriques Martins und Alfredo Anjos. 14 Stiere verhiess uns das Programm, und wir haben uns auch glücklich durchgearbeitet. Das Schauspiel ist auf die Länge ermüdend; hat man einen Stier gesehen, so hat man alle gesehen. Am Interessantesten ist die pega; die Geschicklichkeit, mit der der campinho sich in die Hörner des Stieres wirft, ist geradezu bewunderungswert. Die Majestäten spendeten reichlich prachtvolle Sträuße mit langen Atlasschleifen, Bonbons, Zigarren usw., Spenden, an denen sich natürlich das Publikum beteiligte. Senhor Anjos vor allen wurde von einem wahren Blumenregen überschüttet. Große Heiterkeit, ja phrenetischer Jubel wurde einem Stier zuteil, der die Barriere übersprang, und wenn wir, die wir in Sicherheit waren, gut lachen hatten, so war es doch für diejenigen, die sich in dem schmalen Gang, allerdings unbefugterweise aufhielten, nicht ohne Gefahr. Zum Glück ist der Stier selbst in solchem Fall zu erschrocken, um an den Angriff zu denken, und so war es hochkomisch zu sehen, wie alle die Herren über die Barriere in die Arena purzelten. Man sagt, daß einer der Campinhos sich verletzt habe, und einem Pferde wurden trotz der Kugeln die Weichen aufgerissen. Ich fand das Publikum aber im allgemeinen reservierter, als es sonst der Fall ist.

Um 6 Uhr verließ ich die Arena, da auch die Majestäten aufbrachen; bis zu meiner Wohnung hatte ich über eine halbe Stunde zu fahren, und die Pflicht rief ja abends in die Galavorstellung des Theaters Donna Maria. Es wurden „a mantilha de renda“ (Spitzenmantille) und die Uebersetzung von „Le monde où l'on s'ennuie“ gegeben. Leider wurde das Stück nur zu wahr, denn die Langeweile war infolge des schlechten Spieles eine allgemeine. Um 10 Uhr erschienen die Majestäten, die Königin von Spanien in rosa Atlas mit

weißen Spitzen, die Königin von Portugal trug die Toilette des Galadiners. Als die hohen Gäste die Loge betraten, fiel von oben ein feiner Goldregen nieder, der die Königin von Spanien sehr amüsierte, weniger das untensitzende Publikum, das den ganzen Abend natürlich vergoldet war. Ein anderer, recht törichter Gedanke war, daß man kleine Stieglitze fliegen ließ, an deren Füßchen die Farben beider Länder in langen Schleifen flatterten; die armen kleinen Vögel waren dadurch natürlich behindert, und so fanden viele ihren Tod in den Gasflammen. Ein kleiner Bursche flog gerade auf die Königin Marie Christine zu, die ihn aufhob und ihn küßte. Meiner Ansicht nach war das der hübscheste Moment des Abends.

Um 12 Uhr verließen die Majestäten das Theater. Eine dichte, aber stumme Menschenmasse bildete Spalier und jeder eilte schleunigst nach Haus, um am nächsten Morgen noch einen Abschiedsgruß dem scheidenden Königspaar senden zu können. Da der Zug, der nach Villa Viciosa führt, auf dem gegenüberliegenden Ufer abgeht, so brachte der Bartholomaeus Dias die Majestäten dorthin. Goldiger Sonnenschein lag auf dem Fluß und auf seinen Ufern, den scheidenden Gästen ein liebliches Schauspiel darbietend. Dampf dröhnten die Kanonenschüsse, und huldvoll grüßend entschwanden die hohen Gäste unseren Blicken, in unseren Herzen ein freundliches Andenken zurücklassend. Möchten die freundschaftlichen Beziehungen andauernd sein, beiden Ländern zum Heil und Segen!





Eine Ausstellung in Lissabon.

Lissabon, den 23. April 1882

Als ich Ihnen vor Monaten versprach, einen eingehenden Bericht über die hiesige Ausstellung zu senden, glaubte ich nicht, daß es so schwer halten würde, mein Versprechen zu erfüllen. Wollte ich auf die Vollendung der Kataloge warten, wie dies zuerst meine Absicht war, so würde wahrscheinlich inzwischen der Wonnemonat Mai herankommen und mit ihm der Schluß der Ausstellung. Die Aufgabe, die ich mir gestellt, geht, so fürchte ich, über meine Kräfte, Teils bin ich nicht fachverständlich genug, um jedem das Seine zukommen zu lassen, teils erheischt eine eingehende Beschreibung ein tägliches Studium, wozu mir leider keine Zeit bleibt. Wollen Sie und die freundlichen Leser mir aber gestatten, Ihnen in Dilettantenweise von dem Geschehenen zu berichten, so will ich versuchen, Ihnen einen kleinen Ueberblick zu geben über das, was die exposicao ornamental bietet.

Der Geschmack, mit dem die Gegenstände dem Auge dargeboten werden, läßt nichts zu wünschen übrig, wohl aber ist die Uebersicht der ausgestellten Gegenstände stark beeinträchtigt, indem alles durcheinander gemischt ist. Zuerst scheint man doch die Absicht gehabt zu haben, den verschiedenen Gegenständen besondere Räume zuzuweisen, so ist sala A und C fast ausschließlich den Geweben und Stickereien gewidmet, sala B nur den spanischen Ausstellungsgegenständen, sala D, der Saal, in welchem die Eröffnung stattfand, den Porzellanen und Majoliken, sala F ausschließlich

den Gegenständen, die sich im Besitz des Königs Dom Fernando befinden. Dann aber hört jede Ordnung auf. So muß ich denn bitten, mich nach sala A, H, C zurück zu begleiten.

Die Wände dieser Säle sind mit sogenannten colchas bedeckt - colcha ist eine Decke, Tisch- oder auch Bettdecke, meist aus schwerem Atlas oder Leinwand bestehend. Auf diesem Grund sind nun die prachtvollsten Stickereien in Gold, Silber und offener Seide ausgeführt, teils inländische Arbeit, teils aus Indien stammend. Bisweilen ist der Stoff so reich bestickt, daß man kaum erkennen kann, aus welchem Material der Grund besteht; auf anderen Stücken heben sich dagegen einzelne Figuren oder Gruppen von dem farbigen Grunde ab. Nächst den colchas - von denen ich besonders eine dem Grafen Mesquitelle gehörige hervorheben möchte, blauer Atlasfonds, worauf in Plattstickerei mindestens 30 - 40 Chinesen in den verschiedenen Trachten dieses Volkes in der Größe von 10 - 12 Zentimetern dargestellt sind; diese Decke stammt aus dem XVII. Jahrhundert, ist aber noch in allen Farbentönen wundervoll erhalten - enthalten diese Säle Meßgewänder, Kirchenbekleidungen, Herren- und Damengewänder aus den letzten Jahrhunderten. Außerordentlich schön ist der Vorhang, der das Allerheiligste aus der Kathedrale von Braga verdeckt. Der Vorhang stellt die zwölf Apostel in Gold und bunter Stickerei dar, umgeben von durchschlungenen Bändern und Blumen, Engeln, Vögeln etc. Leider fehlen die kostbaren Steine und Korallen, die früher hineingestickt waren. Der Vorhang gehört dem XVI. Jahrhundert an. Die reichsten Meßgewänder stammen aus der hiesigen Kirche San Roque. Einige Abwechslung bieten die Herren- und Damentrachten aus den letzten Jahrhunderten, jedoch ist keine der ausgestellten Figuren besonders hervorzuheben. Auch die in sala C sich befindenden Spitzen bieten nichts Hervorragendes; ich habe auf den Hofbällen viel schönere Stücke gesehen.

Es ist mir nicht erinnerlich, ob ich Ihnen seinerzeit mitteilte, daß die Ausstellung nicht nur Gegenstände portugiesischer Industrie, des Königreichs und der Kolonien, enthält, sondern Kunstgegenstände aus aller Herren Ländern. Die Vorbedingung zur Ausstellung derselben ist, daß sie ein

Jahrhundert wenigstens in Portugal waren, und man hat sehr vernünftigerweise verboten, daß irgend ein Stück ins Ausland verkauft wird. Daß Lissabon sonst von den Agenten Rothschilds und anderer semitischer Börsenfürsten überschwemmt worden wäre, läßt sich leicht denken. Es ist aber sehr zu bedauern, daß man im Ausland so wenig von dieser Ausstellung weiß, die verschiedenen Regierungen hätten Sachverständige senden sollen, da diese oft prachtvollen Erzeugnisse Jahrhunderte alter Industrie, was den Geschmack und die solide Ausführung anbetrifft, vom besten Einfluß auf die heutige kunstgewerbliche Produktion sein können. Auch bei uns in Deutschland befließigt man sich ja jetzt schon seit einiger Zeit, stilvoller in Möbeln und Gerätschaften zu arbeiten, doch ließe sich, wie gesagt, hier gar vieles lernen.

Sala H ist, wie ich das schon erwähnte, insbesondere spanischer Industrie gewidmet. Die meisten dieser Gegenstände waren im Kensington-Museum ausgestellt. Während einer der Schränke kunstvolle Waffen aller Art enthält, von der feinsten Toledoklinge bis zum wuchtigen Schwerte altmaurischer Arbeit, zeigt ein anderer prachtvolle in massivem Gold gearbeitete maurische Schmuckgegenstände, unter anderem eine Armspange, circa 10 cm breit und sicher 1-1 1/2 cm dick; für die zarten Gelenke der heutigen Damenwelt wahrlich kein Schmuck mehr, sondern eine unerträgliche Fessel. Ferner schöne maurische Fayence-Schüsseln und sonstige Gefäße, Rüstungen, Geschirre, köstliche in Gold und Silber getriebene Weihgefäße, Kruzifixe u. s. w. In Smalten sind besonders nennenswert 6 Bilder, Kupfer emailliert, wovon 4 dem XV. und 2 dem XVII. Jahrhundert entstammen, und zwei schöne Schüsseln aus dem XIII. Jahrhundert. Sehr eigenartig sind mehrere große Gobelins, in Farben und Arbeit vorzüglich erhalten - besonders bemerkenswert durch an beiden Seiten plastisch hervortretende gewundene Säulen. Aus der Nationalbibliothek sind mehrere prachtvolle Codices ausgestellt. - Der darauffolgende große Saal (der Eröffnungssaal) enthält nur Porzellane, Majoliken, Fayencen, hauptsächlich chinesische und japanische. In der Mitte steht ein langer Etagentisch mit ausschließlich weißer Porzellan. Selbst die schönsten hier ausgestellten Stücke Japans und Chinas

kommen indeß denen nicht gleich, die das japanische Museum in Dresden besitzt.

Mit die reichsten und schönsten Stücke enthält Sala F, welche nur mit Gegenständen, die dem König Don Fernando, dem hohen Protektor der Ausstellung, gehören, gefüllt ist. Hier in diesem Saal findet man alles, was die übrigen Räume in vervielfachten Exemplaren bieten. Da sind die kunstvoll geschnitzten Möbel in pau santo, (von uns fälschlich Polysander genannt) die hochlehnigen Stühle aus gepreßtem Leder, abgegränzt von der pau santo Einfassung durch talergroße Messingknöpfe; dann Lederstühle ebenfalls hochlehnig, mit Gold und bunten Farben bedruckt; kostbare Contadore (es sind dies Schränke oder Kästen auf hohen Gestellen oder eigens dazu gearbeiteten Tischen mit unzähligen Schüben in verschiedenen Größen, aus pau santo: indische, mit weißem und buntem Elfenbein eingelegt, die feinsten Arabesken, die schönsten Gruppen und Landschaften bildend, arabische Contadore mit auf Samt oder Tuch ruhenden schweren

Metallbeschlügen. Geöffnet - sie schließen mit einer Klappe, die herabfällt - machen sie meist durch ihre goldenen Säulen, Säulchen, Bogen und Nischen einen kapellenartigen Eindruck; Kasten und Kästchen aus Ebenholz, mit Silber und Elfenbein eingelegt oder ganz aus getriebenem Silber gearbeitet, andere wieder ganz aus Elfenbein, smaltiertem Kupfer, kurz, eine Pracht, wie man sie sich träumet, wenn man sich in die Märchen aus tausend und einer Nacht versetzt. Zwei mächtige Schränke sind allein gefüllt mit den schönsten Gold- und Silbergefäßen, Humpen, Bechern, Schüsseln, Schalen, Kannen, dazwischen die zarten Kelche altvenetianischer Glasfabrikation, altdeutsche Krystalle u. s. w. Dort zieht uns eine Gruppe von elf Fächern an, dem 18. Jahrhundert entstammend, kosende Liebespaare, von Rosen und Amoretten umgeben, darstellend, während die Gestelle, auf das kunstvollste in Elfenbein, Gold oder Silber geschnitzt, reich mit köstlichen Edelsteinen besetzt sind. Hier wieder schwer goldene Armspangen, Ketten, Kreuze, zierliche Löffel, eigenartig geformte Bestecke, massiv silberne Waschgeräte, Tassen, Juwelen u. s. w. Doch wie wäre es möglich, all' die gesehenen Herrlichkeiten zu beschreiben, es ist zu viel, und man kann eben nur ab und

zu ein Stück hervorheben. Der Katalog, der sich mit dem Inhalte der ersten Säle beschäftigt, ist in meiner Hand, doch vergeblich sucht man darin - irgend welchen Anhalt, woher dies oder jenes Stück stammt. Das, was der Katalog sagt, kann ich allein sehen - da er sich begnügt, dem Gegenstände eine Nummer zu geben, und als einzige Erklärung gibt z. B. Nr. 25 - sala F „Eiserner Kasten mit Engeln, menschlichen Figuren, Blumengewinden u. s. w. verziert. Deutsche Arbeit, wahrscheinlich aus dem 16. Jahrhunderte.“ Von wem es stammt, kein Wort, und so ist es fast mit jedem einzelnen Stück.

Die auf sala F folgende sala G enthält einige dem regierenden König gehörende Gegenstände. Saal für Saal zu beschreiben, wäre unmöglich und so will ich nur noch einige wenige Gegenstände hervorheben, so z. B. in sala K ein Bett aus Ebenholz. Dasselbe ist 2,56 m lang, 2,04 m breit. Die 4 Pfosten sind gewundene Säulen, 2,97 m hoch, die zugleich den Betthimmel tragen. In Kopf- und Fußende, sowie in die Säulen sind emaillierte Bilder, Sujets aus der Mythologie darstellend, eingelegt und durch massive silberne Ringe und Rahmen von einander geschieden. Das größte Bild ist eine Gruppe, die 9 Musen, sowie Jupiter, Leda, Vulkan und Venus darstellend. Am Kopfende ist das Wappen des Grafen Sabugal angebracht. Ein Graf dieses Namens erhielt es im 18. Jahrhundert als Geschenk von einem Papst - vergebens habe ich gestrebt, den Namen desselben zu erfahren. Die Spitzen der Säulen bildeten 4 schwer silberne Figuren in der Höhe von 40 cm. Dieselben sind leider im Laufe der Zeit verschwunden. Das Bett selbst ist augenblicklich in den Händen eines Händlers, der es von dem Grafen Sabugal für 40 Pfund erstanden, d. h. der Graf hat auf das Bett Summen von 4 - 6 Pfund aufgenommen bis zur Höhe von 40 Pfund; dann behielt der Händler das Bett zurück. Diese Geschichte ist authentisch; ich habe sie aus dem Munde des Veters des Grafen, der auch die silbernen Figuren noch gekannt hat. Dergleichen passiert täglich, und gibt ein klares Bild des traurigen Verfalls des portugiesischen Adels. Dem jetzigen Besitzer sind bereits 400 Pfund geboten worden, doch denkt er, und wohl mit Recht, mindestens die doppelte Summe zu erhalten. Während der spanischen Feste sind Gegenstände im Gesamtwerte von 800 Conten, also ungefähr 3 600 000

Mark, versetzt worden und es ist so gut wie sicher, das von diesen Sachen kaum ein Stück von den früheren Besitzern eingelöst werden wird.

Doch ich bin von meinem ursprünglichen Thema abgesprungen und eile zum Schluß, um nicht Ihre Leser zu sehr zu ermüden. - Besonders nennenswert ist noch eine große, in einem Kasten vereinigte, in Silber getriebene Einrichtung, bestehend aus sämtlichen Toilettenutensilien, vom Spiegel bis zum Bartpinsel, Waschbecken, Kaffee- und Teeservice, Leuchter u. s. w. Dieser Kasten, in äußerst geschmackvoll getriebener Arbeit, ist aus dem vorigen Jahrhundert und gehört dem Visconde de Esperanca in Evora. Der letzte Saal enthält unstreitig die kostbarsten Gegenstände der Ausstellung. Kruzifixe, Kelche, wie überhaupt sämtliche Gefäße zur Schmückung eines katholischen Altars in massivem Gold mit enormen Edelsteinen in allen Farben dicht besetzt. Diese Gegenstände gehören fast ausnahmslos der hiesigen Kirche von San Roque. Von wunderbarer Schönheit ist eine ganz enorm große ewige Lampe in schwerem Silber, von silbernen Engeln gehalten. Ich wünschte wohl, eine geübtere Feder, als die meine, hätte Ihnen von all' diesen Herrlichkeiten erzählen können, ich bin mir wohl bewußt, nur höchst ungenügend berichtet zu haben, doch gehört dazu wirklich eine sehr vielseitige Fachkenntnis, um all' und jedem gerecht zu werden und ein eingehendes, wochenlanges Studium.

Einen Tag in der Woche ist die Ausstellung unentgeltlich geöffnet, während der gewöhnliche Satz sonst 200 Reis pro Person ist. An zwei Tagen dagegen zahlt man 500 Reis, denselben Preis auch an den Abende, wenn elektrische Beleuchtung ist. Die Ausstellung nimmt sich in dem weißen Licht wunderbar schön aus, und das Auge ist förmlich geblendet von dem Glanz der funkelnden Juwelen. Binnen kurzem wird wohl die Ausstellung geschlossen werden, denn dem milden, ganz trockenen Winter ist ein heißes Frühjahr gefolgt. Schon jetzt fragt man sich: „Wo wirst du denn den Sommer bleiben“ - und sehnd ruft es im Innern: „Nach Norden, nach Norden“ - doch wer weiß? Wohl dem, der seines Schicksals Herr; noch heißt es, geduldig die brennende Sonne ertragen. Doch nicht des lieben Gottes goldige, feurige Sonne allein strahlt, verwirrt augenblicklich die portugiesischen Gehirne;

nein, eine andere Sonne ist aufgegangen, der alles im Staube huldigt, Sarah Bernhardt, die jugendliche Gattin, beglückt auf ihrer Hochzeitsreise Portugals Hauptstadt - mit Fanatismus hat mancher das Letzte versetzt, um sagen zu können, daß er die Diva wenigstens einmal sah und hörte. Die Zeitungen wissen nur von der göttlichen Sarah zu berichten. Nun, wenn man die Jumboberichte verfolgt hat, so sieht man eben, welche Extravaganzen der menschliche Geist fähig ist, und man hört auf, sich darüber zu wundern. Sie werden deshalb Ihrem Berichterstatter verzeihen, daß er keine Vorstellung der großen Reklameheldin besucht hat, um Ihnen davon zu erzählen. So bleibt mir zum Schluß nichts weiter übrig, als dem schönen Schlesierlande und seinen freundlichen Bewohnern einen Gruß zu senden - könnte ich doch mit Bestimmtheit sagen : „Auf baldig Wiedersehen!“





Die Tauffestlichkeiten am schwedischen Hofe.

Stockholm, 26. November 1882.

Es war am 11. November, abends 6 Uhr, als 84 Kanonenschüsse dem schwedischen Volk verkündeten, daß dem Lande ein künftiger König, dem König der erste Enkel geboren sei. Der schwedische Kronprinz hatte sich im Herbst 1881 zu Karlsruhe mit der Prinzessin Viktoria, ältesten Tochter des Großherzogs von Baden, der Enkelin unseres Kaisers, vermählt. Helle Freude leuchtete auf allen Gesichtern, und die klare Wintersonne des Sonntagmorgens schien an der frohen Bewegung der Bevölkerung teilzunehmen. Jung und Alt, Hoch und Niedrig strömte in die Kirchen, um mit den Herzen in das Te deum einzustimmen, welches um 12 Uhr in der Schloßkapelle in Gegenwart des Hofes, der Hofstaaten und der höchsten Würdenträger abgehalten wurde. Dankgebete stiegen auf zum Himmel für die im Volk so beliebte erlauchte Mutter und den neugeborenen Prinzen Ludwig, Oskar, Friedrich Wilhelm, Olaf, Gustav Adolf, Herzog von Schonen. Es ist ja immer für das ganze Land ein frohes Ereignis, wenn ein Thronerbe geboren wird. In diesem Fall war die Freude eine doppelte, besonders begründete. Wenn Gott den kleinen Herzog von Schonen am Leben erhält, so wird er dereinst als Gustav VI. Adolf den Thron Schwedens besteigen, und kommt durch ihn das alte schwedische Königsblut, der Stamm der Wasa wieder auf denselben. Während der Kronprinz, wie bekannt, ein Bernadotte ist, entstammt die Kronprinzessin Viktoria großmütterlicherseits dem Hause

Wasa. Die Mutter des Großherzogs von Baden war die Tochter Gustav IV. Adolf von Schweden.

Die Mutter der hohen Wöchnerin war schon seit längerer Zeit eingetroffen, und mit großer Freude wurde die Nachricht begrüßt, daß auch der Großherzog für die Tauffeierlichkeiten hierher kommen würde. Die Taufe wurde, da die Frau Großherzogin so bald als möglich zurückzukehren wünscht, auf den 25. November festgesetzt, wodurch die junge Mutter allerdings derselben beizuwohnen verhindert ist. Ein heftiger Schneefall ließ einen Aufenthalt in der Reise des Großherzogs befürchten, jedoch lief dieselbe ohne Störung ab. Am Dienstag, den 21. November, 9 Uhr früh, traf der königliche Extrazug in Lilienholm ein, wohin die Frau Großherzogin und der Kronprinz, mit Gefolge, sowie der kaiserliche deutsche Gesandte am hiesigen Hofe, Herr von Pfuel, und Legationssekretär Dr. von Kleist-Tychow, dem Großherzog entgegengefahren waren. Ihre königliche Hoheit verließ kurz vor Stockholm den Zug, der bald darauf in den reich geschmückten Bahnhof einfuhr. Zum Empfange daselbst waren der König, die Herzöge von Gotland, Westgotland und Nerike, die Hofstaaten, Minister usw. erschienen. Nachdem der hohe Gast auf das herzlichste begrüßt worden, schritt derselbe die Front des 2. Leibregiments ab, welches mit Musik und Fahne Aufstellung genommen hatte. Allgemein wurde das vortreffliche Aussehen des Großherzogs freudig bemerkt, und läßt sich somit hoffen, daß die schwere Krankheit, die er im Laufe des Jahres überstanden, jetzt gänzlich überwunden ist. Die Straßen waren festlich geschmückt, und überall wurde der sechsspännige Galawagen, in dem der hohe Gast, Se. Majestät der König und der Kronprinz Platz genommen, freundlich empfangen. An diesem Tage war Familientafel bei den Majestäten, am 22. beim Kronprinzen. Am 22. früh traf hierselbst der Generaladjutant des Kaisers, General der Kavallerie, Graf von der Goltz ein, um als außerordentlicher Gesandter Se. Majestät bei den Tauffeierlichkeiten zu vertreten. Durch eine am Mittwoch plötzlich eingetretene Erkrankung des hohen Täuflings drohte die Festfreude gestört zu werden. Zum Glück trat aber bald eine entschiedene Besserung ein. Zu dem am 23. stattgehabten Galadiner erhielten außer den Hofstaaten und den

hohen schwedischen sowie norwegischen Würdenträgern Einladungen der Graf von der Goltz, sowie die kaiserl. deutsche Gesandtschaft. Während Ihre Majestät die Königin, sowie fast sämtliche anwesende Damen das schwedische Hofkleid, schwarze Toilette und schwarze Schleppe trugen, erschien die Frau Großherzogin in einer reich mit Blumen verzierten fliederlila Atlastoilette. Die beiden hohen Frauen nahmen nebeneinander sitzend, die Mittelplätze der Tafel ein. Zur Rechten der Frau Großherzogin der König, dann der Kronprinz und die Herzöge von Westgotland und Nerike. Zur Linken der Königin saß der Großherzog von Baden und neben demselben der Herzog von Gotland. Dem König vis-à-vis Graf v. d. Goltz. In seiner Tischrede betonte der König, daß es für Se. Königl. Hoheit den Großherzog eine besondere Freude sein müsse, daß sein erster Enkel unter demselben Dach geboren sei, in dem die Mutter Seiner königl. Hoheit das Licht der Welt erblickte. Der Großherzog hob dann seinerseits hervor, daß nicht nur im Lande die Geburt des kleinen Prinzen mit Freuden begrüßt worden sei, sondern, daß ganz Deutschland an diesem frohen Ereignis herzlichen Anteil genommen habe. Ist der kleine Herzog von Schonen doch der jüngste Urenkel unseres vielgeliebten Kaisers.

Vielleicht interessiert Ihre Leser, was es bei diesem festlichen Anlaß zu essen und zu trinken gab; ich lasse deshalb das Menu

hier folgen:

Potage à la Princesse, Petits pains à la d'Orléans, Cabillau frois à la Hollandaise, Filet de boeuf à la Sadard, Dindonneau à la Providence, Escalloppes de renne à la Varenne, Chaud de froid de homards à la Parisienne, huitres. Punsch à l'Impériale. Gelinottes rôties. Salade. Fonds d'Artichauds à la Lyonnaise. Pouding à la Châtelaine. Gelée Moscovite Fromage Beurre Cahes. Vins. Hérès, Vin d'Oporto, Madère, Chateau d'Yquem 1874, Chateau Dalue 1874, Chateau Lavitte 1868, Champagne Crémaut, Hochheimer 1868, Tokayer. Dessert. Glaces assorties, Compôtes, Petits gateaux, Fruits, Bonbons.

Als eigentümlich fiel mir auf, daß der Rheinwein zuletzt serviert wurde und während des Diners Bier!

Im Lauf der Donnerstag- und Freitag-Nachmittage empfing der Großherzog von Baden die Chefs des hiesigen diplomatischen Korps.

Eine schaulustige Menge umstand am 25. abends 6 Uhr die Portale des königlichen Schlosses, auf dessen großem schneebedeckten viereckigen Hofe lange Reihen von Wagen, mit ihren reichgekleideten weiblichen und männlichen Insassen, auf und ab galoppierende Gendarmen mit Windlichtern ein bunt bewegtes malerisches Bild boten, eine eigenartige Szene, überstrahlt vom wechselnden Licht des Mondes, der hoch über allem am dunklen Firmament majestätisch durch die dahinziehenden Wolken glitt. In glänzenden Toiletten rauschten die Damen die breiten Treppen hinauf, und wohin das Auge schaute, blitzte es von gold- und silbergestickten Uniformen. Dicht an der Tür des Saales, in dem die Tauffeierlichkeiten stattfinden sollten, bildeten ungefähr 30 Trabanten in der gelben Tracht Karls XII. Spalier. Die Bänke, welche in der Mitte und an den Seiten aufgestellt waren, bedeckten schwarze mit goldenen Königskronen bestickte Tuchbekleidungen. Vor dem Mittelfenster, an der schmalen Seite des Saales, war der Altar errichtet, auf demselben stand ein einfaches schwarzes Kruzifix, an den Seiten je drei silberne Kandelaber. Die Plätze rechts und links waren für die hohen Staatsbeamten, das diplomatische Korps, d. h. die chefs de mission und die deutsche Gesandtschaft bestimmt, dem Altar gegenüber die Sessel für die königliche Familie. Es herrschte musterhafte Ordnung, ein jeder fand seinen Platz mittelst darauf gelegten Zettels angegeben. Vor dem Altar befand sich der prachtvolle, silberne Taufstein, eine ungefähr 1 Meter lange und 1/2 Meter breite Muschel, die von drei Engeln getragen wird. Das Ganze etwas über einen Meter hoch. Eigentümlich berührt, wenn man sie zum erstenmal sieht, die Tracht der Geistlichen. Die evangelische Kirche in Schweden hat die Gebräuche beibehalten oder wenigstens in vielem, wie sie zur Zeit Luthers in der katholischen Kirche üblich waren. So gibt es dort noch Erzbischöfe, und die Geistlichen tragen nicht den Talar, sondern zu einfachen Ueberröcken an der

Schulter befestigte seidene Schleppen. Der Erzbischof hatte mehrere Ordenskettten angelegt.

Der voranschreitende Hoffourier verkündete die Ankunft der Majestäten. Er trägt die Tracht der Läufer unter Karl XII., besonders auffällig durch ein schwarzes Barret mit drei einen Meter langen, kerzengrade daraufstehenden Straußenfedern. Es folgten nun die Kammerherren, Zeremonienmeister, Adjutanten, alsdann erschien Se. Majestät der König, die Frau Großherzogin von Baden führend. Die hohe Frau trug zu weißem, mit Schmelz gesticktem Atlasvorderteil eine scharlachrote, reich mit Gold gestickte Sammetschleppe (gelb und rot, die badischen Farben), welche von den Damen der Großherzogin getragen wurde, darauf folgte der schwedische Kronprinz, ihm zur Rechten der Großherzog von Baden, zur Linken General Graf von der Goltz; hinter dieser Gruppe die Herzöge von Westgotland und Nerike. Der König nahm Platz dem Altar gegenüber, zu seiner Rechten die Frau Großherzogin, der Kronprinz, der Herzog von Westgotland, zur Linken der Großherzog, die Prinzess Eugenia, Schwester Seiner Majestät. Die Prinzessin hatte sich, weil sie leidend ist, nicht dem königlichen Zuge angeschlossen, sondern ihren Platz direkt eingenommen. Neben der Prinzessin der Herzog von Nerike und der Graf von der Goltz. Dem Zug mit dem königlichen Täufling schritten die demselben beigegebenen Kavaliers, der Hofstaat der Königin und des Herzogs von Gotland voran. Sodann erschien die Königin, zu einem cremefarbenen Atlasvorderteil eine dunkelrote, breit mit Hermelin besetzte Sammetschleppe tragend. In ihren Armen hielt die hohe Frau den Täufling - ihrer schwachen Gesundheit wegen wurde sie darin von dem Herzog von Gotland unterstützt. Die Schleppe Ihrer Majestät wurde von deren Damen, die des Täuflings von den Hofdamen der Frau Kronprinzessin getragen. Die Königin nahm rechts vom Altar Platz. Die Paten des hohen Täuflings sind: Ihre Majestäten der König und die Königin von Schweden, Ihre königl. Hoheiten der Großherzog und die Großherzogin von Baden, der Herzog von Gotland, Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin von Deutschland, die Königin von Sachsen, der Erbgroßherzog von Baden, die Prinzessin Eugenia, der Herzog von Nassau, die Fürstin Witwe von Wied,

der Kronprinz und die Kronprinzeß des Deutschen Reiches, die Herzogin von Sachsen-Koburg-Gotha, die Großfürstin Olga von Rußland, Prinz und Prinzessin Wilhelm von Baden, die Königin von Rumänien, die Kronprinzeß von Dänemark, der Großfürst Michael von Rußland und die Kaiserin-Witwe Eugenie. Die Tauffeierlichkeit begann mit einem Choral, dem sich die Taufrede anschloß, von der ich leider nichts berichten kann, da sie natürlich in schwedischer Sprache gehalten wurde. Nach derselben traten die anwesenden Paten an das Taufbecken heran, unter ihnen Graf von der Goltz, als Stellvertreter Sr. Majestät des Kaisers. Die Frage des Erzbischofs an das königliche Kind, ob es in dem evangelischen Glauben treu zu bleiben verspreche, beantwortete Se. Majestät, der König mit einem lauten Ja. Zum Schluß wurde der Choral „Nun danket alle Gott“, begleitet von dumpfem Trommelwirbel, gesungen, während Kanonenschüsse verkündeten, daß die heilige Handlung vorüber sei. In derselben Ordnung, wie er gekommen, verließ der Hof den Saal.

Ungefähr zehn Minuten darauf nahmen Ihre Majestäten, sowie der Kronprinz die Glückwünsche des diplomatischen Korps in den Gemächern Ihrer Majestät der Königin entgegen. Es gelang Ihrem Berichterstatter, sich der glänzenden Menge anzuschließen, die sich nach dem Saal begab, in dem der kleine Herzog von Schonen die ersten Huldigungen entgegennahm. Unter einem prachtvollen Thronhimmel stand die vergoldete Wiege, in der Karl XII. geruht hatte, zu Häupten die Hofdamen der Kronprinzessin und deren Kavaliere, zur Rechten ruhten auf Tabourets die Insignien des Seraphinen- und St.-Olafs-Ordens, welche dem Herzog von Schonen bei der Taufe verliehen wurden. Um die Wißbegierde Ihrer liebenswürdigen Leserinnen zu befriedigen, sei noch bemerkt, daß der hohe Täufling, der sich musterhaft bei der Taufe benommen hatte, obgleich er die ganze Zeit wach war, ein sehr kräftiges, wohlgebildetes Kindchen ist. Das Köpfchen war mit einer kleinen Spitzenhaube bedeckt, die Augen erschienen mir sehr dunkel, die kleinen Händchen bewegten sich auf dem weiß-gelben Taufkleidchen von Drap d'argent. Als ich aufblickte, sah ich den Mond, der in voller Größe durch die hohen Scheiben blickte. Er schien sich einzubilden, daß ihm das Wächteramt

über den hohen Täufling anvertraut sei. Guter Mond, heut kannst du es getrost aufgeben, aber auch in eines Königs Leben gibt es manche dunkle Nacht, dann gedenke deines Schützlings, zerteile siegreich die Wolken und führe ihn durch Nacht zum Licht.

Es ist noch ganz unbestimmt, wie lange der Großherzog und die Großherzogin von Baden sich hier aufhalten. Man vermutet, daß die Abreise Montag, den 4. Dezember, stattfinden wird.





Aus Stockholm

1883

Unter einem Winter in Schweden denkt man sich gewöhnlich unausgesetzte grimme Kälte. Das ist indes durchaus nicht der Fall, im Durchschnitt haben wir - 5 bis 6 Grad Celsius, eine Temperatur, bei der man sich sehr wohl fühlt. Es kamen wohl einige Tage Tauwetter, dann starker Frost - ganz verlassen aber hat uns der Schnee nicht seit Mitte November. Ich glaube, der einzige Unterschied mit dem deutschen Winter beruht in der Länge des hiesigen. Man sagt, daß der Schnee noch im April, ja oft auch im Mai liegt, bis dann einige Tage Sonnenschein die Schneedecke hinwegschmelzen - und die frischen Blatt- und Blütenknospen eiligst hervorschlüpfen, nachdem sie lange vergeblich versuchten, sich der eisigen Hülle zu entledigen. Und dann - fast von einem Tage zum anderen, ist der Sommer da und das nordische Venedig prangt in vollem Blütenschmucke.

Noch aber führt der strenge Winter das Regiment, und wie man ja bestrebt sein soll, jedwedem Dinge die heitere Seite abzugewinnen, so huldigt man auch hier den Winterfreuden aller Art. Die Festlichkeiten im Bürger- und Kaufmannsstande beginnen stets mit dem Balle des Ordens der Innocence, dem die königliche Familie sowie die hohe Aristokratie und das diplomatische Korps beiwohnt. In diesem Jahre fand derselbe am 13. Januar statt und wurde durch die Gegenwart des Königs und der Prinzen beehrt. Die

Königin kann ihrer schwachen Gesundheit wegen nie Teil an Privatfesten nehmen, und man vermißte in diesem Jahre auch die jugendlich liebliche Erscheinung der allgemein verehrten Kronprinzessin, deren Wiedereintritt in die Welt erst am Hofball stattfinden sollte.

Am 17. Januar, 12 Uhr mittags, erfolgte die feierliche Eröffnung des Reichstages durch den König, in Gegenwart des gesamten Hofes, des diplomatischen Korps usw. Dem Akte im Thronsaale war eine kirchliche Feier vorangegangen, nach welcher den Mitgliedern beider Kammern ein Frühstück serviert wurde. Da die Eröffnung des Reichstages hier mit besonderem Pompe geschieht und diesmal auch noch der Akt des Treu- und Huldigungseides seitens des jugendlichen Herzogs von Nerike damit verbunden wurde, suchte ich mir eine Karte zu verschaffen, um Ihnen eine kleine Beschreibung senden zu können. An der Schmalseite des Saales steht unter einem Baldachin von dunkelblauem Samt ein massivsilberner Thronsessel, ein Geschenk des Grafen La Gardie an die Königin Christine; rechts und links je zwei Sessel für die Prinzen. Zur Linken des Thrones nahm die Königin sowie die Kronprinzeß mit ihrem Gefolge in einer offenen Loge Platz, hinter ihnen die Gemahlinnen der schwedischen und norwegischen Minister. In der gegenüberliegenden Loge hatte das diplomatische Korps Platz genommen. Beide hohe Frauen trugen das schwedische Hofkleid, schwarzen Samt mit Hermelin verbrämt, ebenso sämtliche anderen Damen ganz schwarze Toiletten mit Courschleppe und farbigen Blumen oder Federn im Haar. Die Temperatur im Saale war eine recht kühle, so daß die Damen sich fröstelnd in ihre *sorties de bal* einhüllten. Jeder fühlte sich mehr oder weniger unbehaglich und war sich bewußt, daß die Mittagstunde nicht die vorteilhafteste für *full dress* ist. Dem Throne gegenüber hatten die Mitglieder der beiden Kammern Platz genommen auf zwei durch einen Gang getrennten Tribunen. Der letztere begann sich allmählich mit Trabanten, etwa dreißig an der Zahl, in den Originalkostümen Karls XII. zu füllen. Diesen folgten zwölf Pagen, dann acht Kammerherren, Generale, Minister usw. Unterhalb des Thrones standen vier *Tabourets*, die Plätze des Ministerpräsidenten Grafen Posse, des Reichsmarschalls Grafen Sparre, der Minister Schwedens, Baron

Hochschild und Norwegens, Kierulf. Unter Vorantritt je eines Kammerherrn nahten jetzt die Prinzen. Zuerst der jugendliche Herzog von Nerike, auf dem Haupt die Prinzenkrone, von den Schultern wallend ein dunkelblauer, mit goldenen Kronen gestickter und mit Hermelin verbrämter Sammetmantel, dessen Schleppe durch zwei Kavaliere getragen wurde. Bei seinem Eintritt erhob sich die Versammlung, seine Verbeugung erwidern, worauf er sich, ehe er seinen Platz zur Linken des Thrones einnahm, tief vor den königlichen Frauen verneigte. Vor seinem Sessel stand ein Pult, darauf die aufgeschlagene Bibel. Ihm folgten in gleicher Kleidung und dieselbe Zeremonie beobachtend, die Herzöge von Got- und Westgotland, sowie der Kronprinz, der zur Rechten des Thrones Platz nahm. Sodann erschien, von dem Reichsmarschall angekündigt, der König in großer Uniform, auf dem Haupte die prachtvolle, mit Edelsteinen besetzte Krone, im Purpurmantel, mit dem Szepter in der Hand. Die Königin und die Kronprinzessin erhoben sich bei seinem Eintritt und erwiderten, sich, tief verneigend, seine Verbeugung. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß der ganze Aufzug etwas theatralisch erscheint; da es aber eine uralte Sitte ist und von den Beteiligten mit großer Würde ausgeführt wird, verfehlt er doch nicht, einen gewissen feierlichen und imposanten Eindruck zu machen. Die Musik, die einen Marsch aus „Aida“ gespielt hatte, verstummte jetzt, und das dreimalige Klopfen des Marschallstabes verkündete den Beginn der Thronrede. Der Monarch beginnt dieselbe mit den Worten: „Gute Herren - und schwedische Männer“ und gedenkt in derselben zuerst der Ereignisse in seiner Familie, der Feier der silbernen Hochzeit, der Geburt des ersten Enkels. Er gedenkt der Liebe und der Teilnahme, die das Land bei diesen Gelegenheiten dem königlichen Hause entgegengebracht hat. Alsdann gedenkt der König der guten Ernte des Landes, der reichlichen Einnahmen in der Eisen- und Holzindustrie in den letzten Jahren und kündigt sodann Vorlagen an, betreffend Erhebung der Grundsteuern, Umgestaltung des Verteidigungswesens, eine durchgreifende Steuerreform, namentlich bezüglich der Grundstückssteuer, eine neue Stempelordnung, höhere Besteuerung der Branntweinfabrikation. Das Budget schließt in den Einnahmen mit 81 441 000 Kronen ab und weist einen Ueberschuß von 1 700 000 Kronen auf.

Nachdem der Ministerpräsident Graf Posse einen Ueberblick über die Tätigkeit des vorjährigen Reichstages verlesen hatte und die Präsidenten der beiden Kammern eine Ansprache an den König gehalten, wurde der Reichstag durch Se. Majestät, für eröffnet erklärt.

Hierauf erhob sich der Herzog von Nerike. Die Krone vom Haupte nehmend, trat er an das Pult, und die Hand auf die Bibel legend, leistete er den Treu- und Huldigungseid, welchen der Ministerpräsident ihm vorsagte. Der junge Prinz sprach gut, klar und ruhig. Die Krone wieder aufsetzend, nahte er sich dem Throne, um knieend die Hand seines Königs und Vaters zu küssen. Der König jedoch streckte ihm beide Arme entgegen und küßte ihn liebevoll auf die Stirn. Die Zeremonie war nunmehr beendet, und der Hof verließ den Saal in derselben Ordnung, wie er gekommen war, mit dem Unterschied, daß der König bis zuletzt blieb und dadurch eine Art Defilicour mit dem Verlassen des Saales verbunden war, welcher die beiden Kammern, und das diplomatische Korps stehend beiwohnten.

Da bei allen Festlichkeiten hier eine musterhafte Ordnung herrscht, so befand ich mich bald, ohne in das geringste Gedränge gekommen zu sein, außerhalb des Schlosses. Vor demselben und über die Brücke hin sah man die weißen Federbüsche schwanken, und die helle Wintersonne spiegelte sich neckisch in all den blitzenden Gold- und Silberborten und Stickereien. Es kommt hier kaum vor, daß ein Herr in großer Uniform oder im Gesellschaftsanzug fährt. Man bedient sich einfach großer Galoschen und geht unbekümmert zu Fuß, ohne im geringsten durch neugierige Blicke belästigt oder gar von einer Suite Gassenjungen eskortiert zu werden. Der freundliche Wintertag war so verlockend, daß ich meine Schritte nach dem Djurgarden lenkte und dem regen Leben auf dem Eise zuschaute. Daß man hier allgemein Schlittschuh läuft, ist erklärlich, da man die Länge des Winters auf jede Weise zu kürzen versucht. Von dort wandte ich mich Castelholmen zu, einem Teil der Eisbahnen, welcher dem königlichen Schlittschuhklub gehört. Der König und sämtliche Mitglieder des königlichen Hauses huldigen diesem Sport. Um in diesen Klub aufgenommen zu werden, muß man hoffähig sein; als Mitglied bekommt man die Statuten des Klubs und - eine Art Orden, an dunkelblauer

Schleife einen kleinen silbernen Schlittschuh darstellend. Das klingt alles wie Kinderei, und doch sind auf dem kleinen Eisfleck bei Kastelholmen gar manche politische Fäden gesponnen, gar manches ernste bedeutungsvolle Wort ist gewechselt worden, während der Eisschuh zierliche Kreise und Bogen auf der glatten Fläche zog. Hier ist es nicht die Jugend allein, nein, ältere Damen und Herren, hohe Würdenträger, ernste Minister, alles eilt hinaus, um die Freude des Eislaufs zu genießen. Ja, selbst die Abgesandten fremder Länder, „wo die Goldorange blüht“ und wo man das Schlittschuhlaufen nur vom Hörensagen kennt, können hier nicht widerstehen, und wer die schöne dunkelhaarige und dunkeläugige spanische Gesandtin an der Hand des nordischen Königs wie einen Vogel über die Eisfläche gleiten sieht, der würde nie glauben, daß die holde Senhora eine Tochter Hispaniens sei. Eigentümlich berührt es freilich, wenn man kurz zuvor den König in Krone und Purpur als richtigen wirklichen König, wie ihn die Phantasie des Kindes sich malt, gesehen hat, ihn eine Stunde später wie einen einfachen Bürger auf dem scharfen Stahl über die Eisfläche eilen zu sehen. Leider wird es jetzt gar zu schnell dunkel, und wenn die vierte Nachmittagsstunde vorüber, ist der noch vor kurzem so belebte Platz einsam und leer, und der Mond, der eilig herbeikam, um auch an der allgemeinen Lust und Heiterkeit teilzunehmen, macht vergebens große Augen - er sieht höchstens noch ein paar Verspätete, die auch schon eiligst den Heimweg antreten, um sich im traulichen Zimmer zu durchwärmen.

Sonnabend, den 20. Januar, fand der erste Hofball statt. Als ich bald nach 9 Uhr die schönen Räume des Schlosses betrat, waren dieselben schon dicht gedrängt voll und es surrte und burrte darin wie in einem Bienenstock. Darauschten die prächtigsten Seidenroben, hier flimmerten Diamanten, Uniformen und Ordenssterne aus aller Herren Länder. Ich hatte geglaubt, es würde einen eintönigen Eindruck machen, die Damenwelt nur in schwarz und weiß zu sehen: schwarz hofdrägt med släp und weiß ohne Courschleppe für die tanzenden Damen. Allein das war durchaus nicht der Fall, im Gegenteil, der Eindruck war durchaus harmonisch und durch die bunten Blumen auch genügend belebt, Ich weiß nicht, ob ich es nicht eigentlich als praktisch

anempfehlen kann, denn dadurch, daß das Kleid schwarz oder weiß sein muß, ist der Geschmacklosigkeit, die oft unser Auge beleidigt, ein Hemmschuh angelegt, aber wohl auch dem guten Geschmack die Entfaltung abwechslungsreicheren Farbenschmucks verwehrt. Nachdem die Majestäten die Vorstellung einiger Fremden entgegengenommen, sowie in dem an den Tanzsaal anstoßenden Salon Cercle für das diplomatische Korps abgehalten hatten, öffneten sich die hohen Flügeltüren, und unter Vorantritt des Hofmarschalls führte der König die Kronprinzessin, der Kronprinz, die Königin in den Saal. Ihre Majestät trug eine Toilette von gelbem Atlas, das Vorderteil reich mit Spitzen besetzt, welche, ganz mit Diamanten durchwoben, einen äußerst glänzenden Effekt machten. Die Taille war bedeckt mit großen Diamantbuketts, ein prächtiges Diamantdiadem umschloß das Haupt, einen weißen mit Gold durchwirkten Schleier zusammenhaltend, der in anmutigen Falten bis auf die Schleppe herabfiel. Die Königin verbeugte sich huldreich nach allen Seiten, mußte sich aber, ihrer äußerst schwachen Gesundheit wegen, für die die stattgehabten Vorstellungen bereits zu viel waren, sofort zurückziehen. Ich mußte leider gleichfalls wahrnehmen, nachdem ich es schon vielfach gehört, daß die Frau Kronprinzessin seit der Geburt des kleinen Herzogs von Schonen noch immer nicht ganz im Besitz ihrer vollen Gesundheit ist. Ihr schönes freundliches Auge ist noch matt, und den etwas schmalen Wangen fehlt der rosige Glanz voller Gesundheit. Ihre schlanke hohe Gestalt eignet sich vorzüglich, den Purpur zu tragen. Es kann gewiß überall in Deutschland nur freudig berühren zu hören, welche warme Aufnahme die Enkelin unseres greisen Kaisers in ihrer neuen Heimat gefunden, wie sie von Hoch und Niedrig verehrt wird, ja daß die Prinzessin nach dem König weit aus die populärste Person des Hofes ist. Die Toilette der hohen Frau bestand aus einem rosa Atlaskleid, über den ein Ueberwurf von drap d'argent drapiert war, aus welchem eine rosa Schleppe fächerartig fiel, durch rote Sammetklappen, in drei Absätzen zurückgehalten. Diadem und Kollier bestehen aus großen Diamanten und Saphiren, umgeben von Solitären, welche an der linken Schulter das Band des türkischen Damenordens, des Shefecat (Orden der Frömmigkeit) hielt, der der Prinzessin erst kürzlich verliehen wurde. Die erste Fürstin, die diesen Orden

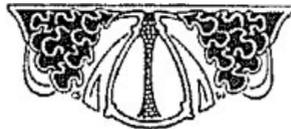
erhielt, ist unsere Kaiserin, nach welcher er nur noch an die Kaiserin von Oesterreich und die Königin von Holland vergeben worden ist, die ihn nach der Kronprinzessin erhielt. Der Kronprinz und sein Bruder beteiligten sich lebhaft am Tanze, während die Kronprinzessin nur an den Francaisen teilnahm. Im Treppenhaus neben dem Saale waren mittelst Orangerie und sonstiger Gewächshauspflanzen lauschige Plätzchen, Lauben und Gänge gebildet worden und an der Langseite desselben ein Buffet aufgestellt, wo Tee, Orgeade und Konfekt gereicht wurde, sowie Champagner, Selterswasser usw. Die Hitze war wahrhaft furchtbar und die Fülle in den Räumen so groß, daß man froh war, wenn man ein verborgenes Plätzchen gefunden hatte, wo man etwas ruhen konnte. Es war fast 12 Uhr, als jener von den meisten mit heißer Sehnsucht herbeigewünschte Moment kam, wo der Hof zum Souper hinabging. Es hat mich stets amüsiert, zu beobachten, welches Gedränge in solchen Augenblicken entsteht. In größter Hast drängte alles nach und es war wirklich höchst komisch zu beobachten, mit welch langen Gesichtern manche Paare zurückkehrten. Sie hatten einen falschen Weg eingeschlagen; Tantalusqualen ausstehend, mußten sie die reichbesetzte Tafel verlassen, denn der unerbittliche Stab des Zeremonienmeisters trieb sie, dem Schwerte des Erzengels Gabriel gleich, als er das erste Menschenpaar aus dem Paradiese wies, nach jenem, in einer anderen Etage stehenden Buffet, wohin sie ihrer Rangklasse nach hingehörten. Eine freundliche Fee versorgte mich mit einer Tarnkappe und so war es mir möglich, den Argusaugen des Oberzeremonienmeisters zu entgehen und in den kleineren Saal zu schlüpfen, wo der Hof, die Chefs der Missionen und die Exzellenzen soupierten. An der Tür stieß ich grade auf den Cerberus der Etikette, als er einen unglücklichen Attaché, der sich aus Unkenntnis in die Höhle der Löwen begeben, hinauskomplimentierte. Ich mußte laut lachen, als - was natürlich ganz etikettewidrig war - ich armer Federfuchser so die Kontrolle des besternten Herrn passierte, der mißtrauisch seine Blicke über die Versammlung gleiten ließ, um irgend einen Missetäter zu entdecken. Ich aber schlüpfte unbehindert vor: da saß die Kronprinzessin an einem kleinen Tisch, zur Rechten eine alte Exzellenz, zur Linken die Frau des Ministers des Auswärtigen, Baronin Hochschild; ihr gegenüber Frau von Bille, Gemahlin

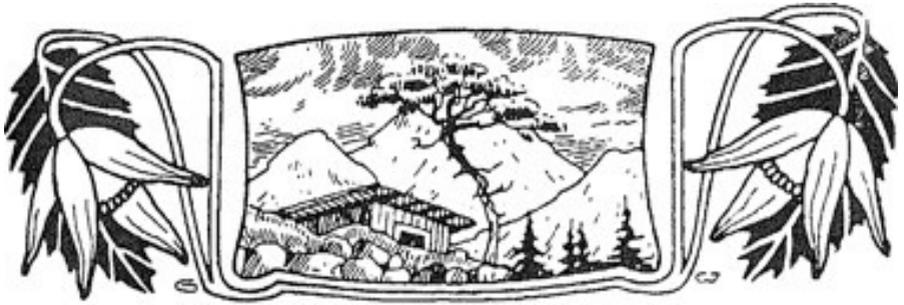
des dänischen Gesandten, Doyenne des diplomatischen Korps. Der König und die Prinzen soupierten stehend, sich selbst an dem Buffet bedienend. Kaum waren die letzten Schläge der Mitternachtsstunde verhallt und somit der 21. Januar angebrochen, - als der Kronprinz das Glas erhob und es mit den Worten: „Hans Konungens Majestät skol” (das Wohl Sr. Majestät des Königs) leerte, worauf der König seinen Sohn umarmte und allen Anwesenden zutrank. Bald darauf kehrte der Hof in den Tanzsaal zurück und der Beginn des Kotillon zeigte an, daß es wohl klug und weise sei an die Heimkehr zu denken, ehe noch das Gedränge begonnen. Der König und die Kronprinzessin hatten den Ball gleich nach dem Souper verlassen und dadurch für manchen das Zeichen des Aufbruchs gegeben. Ich warf noch einen Blick auf das glänzende Gewoge und eilte die lange Zimmerreihe entlang, überall auf Menschen stoßend, die es sich teils noch an den in den angrenzenden Zimmern stehenden Buffets wohlschmecken ließen, teils solchen, welche den Gaben der reich besetzten Tafeln tüchtig zugesprochen hatten und nun behaglich der Ruhe pflegten, vielleicht sich gleich mir darnach sehnend, den blauen Dunst einer Regalia in die klare Winterluft zu entsenden. Bald knisterte der Schnee unter meinen Füßen, und über die Norrbrobrücke schreitend, schaute ich rückwärts - das gewaltige, glänzend erleuchtete Gebäude hob sich dunkel von dem klaren Nachthimmel ab, unter der Brücke tosten die Wasser des Mälarnsees, die das Schloß an der Frontseite umrauschen. Der Mond küßte die kleinen Schaumspitzen der Wellen, die gleich mächtigen Diamanttropfen in die Flut zurückfielen, gleichsam als wollte er sich lustig machen über das Geflimmer der Steine dadrinne hinter den erleuchteten Fenstern; mit zauberischem Lichte beleuchtete er Schwedens Hauptstadt in ihrer Winterschönheit, und unwillkürlich mußte ich mit heißer Sehnsucht des Sommers gedenken, in welchem Stockholm ja einem duftigen Garten gleicht.

Da am 28. die Abreise der Majestäten nach Norwegen erfolgt, so werden in der kommenden Woche noch zwei Feste stattfinden. Am Montag, den 22., bei dem Minister des Aeußern, und am 24. gibt der Amaranthenorden seinen alljährlichen Ball. Der Amaranthenorden ist unter der Königin Christine

gegründet worden; seine Mitglieder gehören ausschließlich dem Adel an. Die Einführung eines neuen Mitgliedes geschieht auf ganz feierliche Weise; ein Ehepaar kann nur durch ein anderes Ehepaar eingeführt werden, d. h. der Herr durch die Dame und umgekehrt, während unverheiratete Herren durch junge Mädchen und diese durch junge Herren eingeführt werden. Jedes neue Mitglied wird durch den Großmeister zum Ritter geschlagen und bekommt einen Orden - Großkreuz. Die Herren sind verpflichtet, den von ihnen eingeführten Damen Buketts zu geben, was hier immer ein teurer Spaß ist, die Damen müssen dafür stets in einer neuen Toilette erscheinen. Souper und Eintrittsgeld dazu gerechnet, ist der Preis, mit dem man das Großkreuz des Amaranthenordens erkaufte, immerhin ein recht ansehnlicher. Der Orden selbst ist ganz hübsch - ja man erzählt sich sogar, daß ein Vertreter irgend einer Macht an einem anderen Hofe, in Ermangelung eines wirklichen Großkreuzes, das des Amaranthenordens getragen - bis man den Ursprung erkannte.

Doch ich muß eilen, Ihnen diese Zeilen zu senden; der Himmel sieht so grau aus, wer weiß, vielleicht droht uns eines jener Schneewetter, welche uns manchmal, was den Postverkehr anbetrifft, für viele Tage von der übrigen Welt abschneiden.





Herbsttage in Schweden.

1883.

Es gibt kaum etwas Schöneres als warmsonnige Herbsttage. Die Natur scheint alle ihre Kräfte aufzubieten, um sich in ihrer ganzen Schöne zu zeigen, um den Menschen ein farbenprächtiges Bild zu hinterlassen, ehe sie ihr buntschillerndes Kleid abwirft und sich fröstelnd in ihr graues Wintergewand einhüllt, um, unter Schnee und Eis geborgen, schlummernd von neuem Frühlingsduft und Frühlingsgrün zu träumen. Und prachtvolle Herbsttage sind es, die uns jetzt im fernen Schweden erfreuen, und ein glänzendes Bild farbenprächtigster Naturschönheit bietet die nordische Hauptstadt Stockholm. Pfeilgeschwind gleiten die kleinen Fischerboote, die Dampfbarkassen, die größeren Vergnügungsdampfer dahin über die Wasserfläche, bald werden ja auch sie den Winterschlaf beginnen und da heißt es noch schaffen - und schauen. Goldiger Sonnenschein weckte mich am Sonntagmorgen - und ich beschloß eine längst beabsichtigte Fahrt nach Upsala zu unternehmen. Bald befand ich mich inmitten des bunten Treibens in den Hallen des Bahnhofs, bald mit dem schnaubenden Dampfroß der schwedischen Alma Mater entgegen eilend.

Upsala - der Genetiv von „Upsalir“, daß heißt „die hohen Säle“, so belehrt uns Bädeker - ist ein recht freundliches Städtchen von ungefähr 16 000

Einwohnern. Da der Fremdenverkehr dort ein sehr geringer ist, so wimmelte vor dem Bahnhof eine einzige Droschke, deren ich mich denn auch sogleich bemächtigte. Unwillkürlich macht man doch immer Vergleiche, und hatte ich während der Bahnfahrt die Bemerkung gemacht, daß die Sitze der 1. Klasse an Weichheit mit den heimatlichen der 3. Klasse wetteifern können, so machte ich beim Ankommen meine Betrachtungen über die Verschiedenheit der militärischen Verhältnisse hier und in der Heimat. Bei der Abfahrt hatte ich den Divisionsgeneral Grafen Lagerberg mit einem kleinen militärischen Gefolge bemerkt und aus der Unterhaltung der Herren entnommen, daß sie sich gleichfalls nach Upsala zu einer Besichtigung der dort in Garnison stehenden Truppen begaben. Ich erwartete daher auf dem dortigen Bahnhof den hohen Chef erwartende Offiziere, Ordonanzoffiziere u. s. w. zu sehen - von alledem keine Spur. Die einzige Droschke hatte ich mit Beschlag belegt, und so war der General mit seinen Herrn genötigt, per pedes nach der Stadt zu wandern, was ihnen nicht sonderliches Vergnügen zu bereiten schien. Jetzt hielt mein Rosselenker vor dem Stadthotellet - Stadthotel - und nachdem ich ein lukullisches Mahl bestellt, lenkte ich meine Schritte nach der nur wenige Minuten entfernten Domkirche. Dieselbe stammt aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, ist dreischiffig mit Kapellenreihen, die nach der Reformation zu Grabgewölben verwendet wurden, hat Querschiff und Chorgänge. Von schöner Arbeit ist die Kanzel, nach einer Zeichnung von Tessin geschnitzt; rechts von dem Altar der silberne, vergoldete Sarg König Erichs IX., des Heiligen, der als Schutzpatron von Schweden gilt - er wurde im 12. Jahrhundert von den heidnischen Norwegern hingerichtet. Die größte Kapelle, liegt hinter dem Hauptaltar und dient als Grabgewölbe Gustav Wasas. In der Mitte steht der Sarkophag, der die liegende Figur des Königs darstellt; ihm zur Seite seine beiden ersten Frauen Katharine von Lauenburg und Margarethe Lejonhufvud, während seine dritte Frau, Kati Stenbok, besonders beigesetzt ist. Die Fresken, welche Szenen aus Gustav Wasas Leben darstellen, sind von Professor Sandberg anfangs dieses Jahrhunderts gefertigt. In den Seitengewölben befindet sich unter anderem das Marmordenkmal Johanns III., welches in Rom wundervoll gearbeitet ist. Als dasselbe von Danzig aus hergesendet werden sollte, versank das Schiff, und

hat das Denkmal erst nach langen Irrfahrten den Ort seiner Bestimmung erreicht. Die übrigen Gewölbe gehören den berühmten Adelsgeschlechtern der Sture, Brahe, Horn, Oxenstjerna, de Geer, Lejonhufvud u. s. w. Beinahe an dem letzten Gewölbe fiel mir ein bekanntes Wappen in die Augen, eine Frauengestalt in einem Hirschgeweih - das Wappen der Burggrafen zu Dohna. Ich hatte mich nicht getäuscht - hier ruht der Feldmarschall Graf zu Dohna, dessen Gemahlin die Gräfin Anna Oxenstjerna, die Tochter des großen Kanzlers war. In einem kleinen Gewölbe werden noch einige prachtvolle Pretiosen gezeigt, Meßgewänder, goldene und silberne, mit edlen Steinen besetzte Kirchengefäße - alles deutsche Arbeit - „Geschenke der und der Stadt.“ In Wahrheit aber einfach aus Deutschland mitgenommene Sachen, für die man dann die gefälliger klingende Redensart „Geschenke“ hat.

Der Bädiker hatte mich zwar belehrt, daß die Carolina Rediviva Dienstags und Freitags geöffnet sei - da er aber hinzusetzt: sonst durch den „waktmästare“, so hatte ich geglaubt, obgleich es, wie gesagt, Sonntag war, dennoch die Fahrt unternehmen zu können - denn der Codex argenteus war es ja hauptsächlich, der mich nach Upsala gelockt. Unter waktmästare versteht man in Schweden Lohndiener, Kanzleidiener, Kastellane u. s. w. Die Carolina Rediviva ist ein, die reiche Bibliothek enthaltendes neueres, recht schönes Gebäude. An allen vier Seiten befinden sich Türen, an denen ich denn auch eine lange Zeit immer wieder und wieder klopfte, klingelte - ja recht respektlos donnerte und rüttelte. Vergebens - das große Gebäude lag so still und leblos in dem es umgebenden Carolinenpark, daß ich wirklich an das Märchen von Dornröschen denken mußte. Sehr ärgerlich und den Bädiker mit wenig freundlichen Titeln beehrend, wendete ich meine Schritte dem naheliegenden Schloß zu, von dort Rettung in der Gestalt des waktmästares erhoffend. Das Schloß liegt auf einem kleinen Berge und ist ein ziemlich schmuckloser roter Bau. Bewohnt wird er zum Teil von dem Landshöfding, eine Charge, die gleichbedeutend ist mit unserm Landrat. Als ich auch hier vergebens geklingelt und geklopft, machte ich mich kühn auf Entdeckungsreisen, die mich nach der Küche des Landshöfding führten, wo

der kochende Genius und ein schwarzbefrackter Diener mich wie eine übernatürliche Erscheinung anstarrten. Nach langem Parlamentieren ergab es sich denn, daß besagter waktmästare überhaupt nur in der Einbildung Bädekers existiert und daß die Schätze der Bibliothek nur durch den Bibliothekar selbst gezeigt würden. Zornig kehrte ich nach dem Gasthof zurück und erfuhr dort, daß der Bibliothekar in Christiania sei. Nun war guter Rat teuer, aber sehen wollte ich den Codex und mußte ich acht Tage in Upsala bleiben. Für heute ließ sich nichts weiter tun, zum Glück fiel mir ein, daß ich mich der Bekanntschaft eines Studenten rühmen konnte. Diesem trug ich meine Absicht vor, mit der Bitte, daß er sich für mich bei einem der Herren Professoren verwenden möchte. Inzwischen nahm ich ein recht gutes Mittagsmahl ein in einer kleinen Laube im Hofe des Hotels. Deren gab es mehrere, und fanden sich bald fröhliche Zecher zu einem Nachmittagsschoppen ein, unter denen ich schon manches bemooste Haupt sah. Gerade wie im lieben Vaterland, glauben auch hier die Spatzen die Hauptpersonen zu sein; ganz zutraulich nehmen die kleinen dicken Herren auf meinem Tische Platz, an allem pickend, und dann wieder mit Gezänk und Geschrei davonfliegend, als fühlten sie sich in ihrem Hausrecht beschränkt.

Was nun tun? Ja, da einen Ausweg zu finden war ziemlich schwer. Die Carolina Rediviva sollte mir ihre heiligen Pforten erst am andern Nachmittag eröffnen, so lautete die Antwort meines jungen Freundes und so beschloß ich denn - Gamla Upsala zu besichtigen. Mit einiger Mühe bekam ich einen Wagen und rollte dem eine kleine Stunde entfernt liegenden Gamla Upsala - Alt-Upsala - zu. Gamla Upsala war die Residenz der schwedischen Herrscher in grauer Vorzeit; heute aber sind das einzige Sehenswerte die drei Hügel - Kungshögarna, Königshügel - welche nach den nordischen Göttern Thor, Odin und Freir benannt sind. Nachdem ich dieselben erklommen und meine Wißbegierde auch nach dieser Richtung hin befriedigt.- oder nicht befriedigt, lassen wir es dahin gestellt sein - begab ich mich nach dem kleinen freundlichen ganz von Bäumen verborgenen Gasthof, um Meth aus dem berühmten Horn Karls XIV. Johann zu schlürfen, aber wiederum sollte ich um eine Erfahrung ärmer bleiben; ich hatte nicht mit dem schwedischen

Gesetz gerechnet und nicht bedacht, daß an einem Sonntag keinerlei derartiges Getränk geschänkt werden darf. Ich versuchte alles - den üblichen silbernen Händedruck - Bitten; ich suchte in beredtester Weise zu erklären, daß ich Fremder sei, daß ein Schluck mir genügen würde. Vergebens - und so mußte ich unverrichteter Sache abziehen und mit dem ewig unbefriedigten Wunsch, meine Lippen an dem labenden Methe auch nur genetzt zu haben, weiter leben. Grausames Schicksal, ja so seufzte ich, als ich heimkehrte und die Langweile anfang, graue Fäden um mich zu spinnen, warum aber auch bestand ich darauf, den Kodex sehen zu wollen!

Gewaltsam rüttelte ich mich auf und lenkte meine Schritte dem Karolinenpark zu, wo die Upsalaer, zufriedener mit ihrem Schicksal als ich, sich noch des schönen Herbsttages erfreuten. Und ich wurde froh mit ihnen, dieses harmlose Leben und Treiben tat meinem abgespannten Herzen wohl. Hier tummelte sich eine Schaar fröhlicher Kinder, dort eine Gruppe junger Leute, die sich köstlich mit „Dreh' Dich nicht um - der Plumpsack geht um“ - unterhielten; da in der breiten Allee waren die zierlichen Bogen des Krotettspieles aufgespannt und eifrig folgten die Augen der Spielenden dem krokettierten Balle - es waren offenbar Dienstmädchen und dem Arbeiterstande angehörende junge Leute, die sich auf diese harmlose fröhliche Weise vergnügten. Dort auf jener Bank saß ein altes Ehepaar und schaute zufrieden dem Leben und Treiben der Jugend zu, hier wandelte, Arm in Arm, ganz ineinander versunken, ein junges Paar. Achtlos über die gelben Blätter schreitend, die der Herbstwind von den Bäumen geschüttelt und die jetzt goldig in der Abendsonne leuchteten, so wandelten sie träumend dahin, nicht daran denkend, daß auch sie einst alt und lebensmüde dort auf jener Bank sitzen werden und daß dann wieder junge Paare weiter wandeln werden, daß alles, alles wiederkehrt, nur daß Schönheit und Jugend für immer dahin ist - für den, der nicht aus dem Quell getrunken, der beides für Zeit und Ewigkeit verleiht.

Einer Schar fröhlicher Studenten folgend, ging ich nach dem Tiergarten - von den Studenten Flüstret genannt - so heißt das Flugloch am Bienenstock. Für Upsala ist der Flüstret, was für Breslau die Liebigshöhe ist. Schon von

weitem tönten mir muntere Weisen entgegen - und teils noch draußen, teils in dem Saal saßen vergnügte Menschen bei der unvermeidlichen Punschflasche. Ich war selbst erstaunt, daß es mir möglich geworden, den Tag noch so angenehm hinzubringen und freute mich, daß ich der langen grauen Gestalt Frau Langweile ein Schnippchen geschlagen. Da ich den Montag morgen noch zu meiner Verfügung hatte, beschloß ich einen Ausflug nach dem Skokloster - eigentlich Skogkloster (Waldschloß) genannt - zu machen, welches reiche Schätze enthalten sollte. Ich erreichte denn auch gerade das Dampfschiff, als schon ein schriller Pfiff ankündigte, daß es höchste Zeit gewesen. Da die Fahrt über zwei Stunden währt, suchte ich mir ein behagliches Plätzchen, um meine Morgenpfeife zu rauchen, und betrachtete nun meine Reisegesellschaft. Ich wurde gerade noch Zeuge von dem herzerweichenden Abschied eines jungen, dem Backfischalter kaum entwachsenen Mädchens; immer wieder und wieder schwenkte es das tränenfeuchte Tüchelchen - unbarmherzig dampfte das Schiff weiter nach Stockholm, welches das erst in endlosen fünf Stunden erreichte Reiseziel war. Noch befanden wir uns in dem engen Kanal, dessen gelbes dickes Wasser melancholisch genug darein schaute, und so hatte ich Muße darüber nachzudenken, wie verschieden doch die, Schicksale der Menschen sind - hier bricht einem jungen Wesen das Herz fast vor Trennungsschmerz - weil es von Upsala nach Stockholm fährt - und mich hat mein Zigeunerleben schon von fast der südlichsten Spitze Europas nach der nördlichsten geführt, ohne daß es mir einen besonderen Eindruck gemacht hätte. Trockenem Auges würde ich die Heimat verlassen - um unter den Palmen Indiens mein Heim aufzuschlagen; warum - ja das muß der freundliche Leser selbst erraten.

Jetzt sind wir in den Wassern des Mälär und gar lieblich wechselt die Szenerie; bald führt unser Weg uns durch kleine Buchten, bald dehnt sich der See in weithin sich erstreckender glänzender Fläche aus - überall aber sind die Ufer von dichten Wäldern eingesäumt, ab und zu eine bewaldete Felsenpartie und kleine Dörfer, einzelne Häuser und Schlösser und Schlößchen. Jetzt bin ich am Ziele meiner Fahrt, noch halbversteckt von schon ein recht herbstliches Gewand tragenden Bäumen ragen die Zinnen des

Skogklosters. Das Schloß mit je einem runden Turme an den vier Ecken bietet einen recht imposanten Anblick. Es war ursprünglich ein Dominikanerkloster und wurde von Gustav Adolf dem Feldmarschall Grafen Wrangel geschenkt. Dessen Sohn baute es nach dem Muster des aschaffenburger Schlosses aus und füllte es mit den im 30jährigen Kriege geraubten Schätzen. Durch seine Tochter kam es an die Grafen Brahe, in deren Besitz es noch heute ist. Imposant ist der Eindruck, den die von acht jonischen Säulen aus weißem Marmor, ein Geschenk der Königin Christine, getragene Halle macht. Breite Treppen führen hinauf nach den Prunkgemächern, deren Wände mit köstlichen Gobelins und Brokaten bedeckt sind. Mächtige Kamine schmücken die Räume und unwillkürlich gedenkt man der tapferen Recken, die sich davor ausgestreckt haben, ausruhend von den Strapazen des Krieges und den Ermüdungen des edlen Weidmannswerkes. Und welche Schätze deutscher Kunst und Betriebsamkeit birgt das Schloß! Von mächtigen alten Schränken, prachtvoll geschnitzt oder auf das feinste und kunstvollste mit Metallen eingelegt, stuft es sich ab bis zu den zierlichsten Schatullen; da stehen ganze Reihen voll der zierlichsten böhmischen Krystalle, köstlich gearbeitete Elfenbeinkästchen, Kruzifixe - Alles natürlich „Geschenke“ der Stadt Nürnberg oder Augsburg an den großen Feldmarschall. - Es ist jammerschade, daß alle diese Schätze hier so verborgen sind, denn wie selten kommt der Fuß eines Fremden nach dem kleinen, von den Fluten des Mälarsees umspülten Waldeilande - ein totes Kapital in der Tat, denn der jetzige Besitzer hat trotz der Reichtümer, die diese Mauern bergen, kaum ein genügendes Auskommen. Das Schloß mit all seinen Schätzen ist unantastbar, Fideikommiß, und selbst der Versuch, die ganze reiche Sammlung für den Staat zu erwerben, hat aufgegeben werden müssen. Hoch interessant sind die Rüstkammern, die Waffenarten aller Art ausweisen, u. a. die Rüstungen, von der des Feldmarschall Grafen Wrangel aus dem 30jährigen Kriege bis zu dem Küras, Helm und Pallasch des preußischen Feldmarschalls Grafen Wrangel - „dem Vater Wrangel der Berliner Jugend“. Ein besonders prachtvolles Stück ist der Schild Kaiser Karls V. (angeblich von Benvenuto Cellini) ebenfalls aus Prag mitgenommen. Für diesen Schild sind von einem Engländer und Rothschild

vergebens die größten Summen geboten worden - Summen, die allein ein kleines Vermögen repräsentieren. Sehr befriedigt von dem Gesehenen, verließ ich das Schloß und bedauerte nur, daß all diese Schätze dem Vaterlande entstammen und für dasselbe verloren sind.

Nach einem kleinen Imbiß konnte ich gerade das von Stockholm kommende Schiff erreichen und mich pünktlich zu der mir festgesetzten Stunde vor den Türen der Bibliothek einfinden. Mit dem Glockenschlage drei erschien denn auch mein junger Freund in Begleitung des Dr. Soundso, Unterbibliothekar. Genannter Herr hatte in Berlin und Leipzig studiert und sprach recht gut deutsch. So stand ich denn endlich am Ziele meiner Wünsche vor dem kleinen eichenen Schranke, der hinter unzähligen künstlichen Schlössern den codex argenteus birgt. Da lag er vor mir in Oktavformat - auf 188 Pergamentblättern - deren Grund rot, die Schrift Gold und Silber. Der Codex argenteus, die Uebersetzung der vier Evangelisten ins Gotische durch den Bischof Ulfilas, zweite Hälfte des 4. Jahrh., ist für uns Germanen von größter Bedeutung, da es das älteste Denkmal unserer Sprache ist. Von besonderer Wichtigkeit ist noch der Umstand, daß der Codex keineswegs geschrieben, sondern daß er eine Art Druck ist. Man denkt, daß die einzelnen Buchstaben in Holzstäbchen eingeschnitten und mittelst Kohle auf das Pergament übertragen sind. Es spricht nicht für das Kunstverständnis der Königin Christine, daß sie den Kodex ihrem Bibliothekar Vossus schenkte, der ihn mit nach Holland nahm, wo er wiederum durch den Grafen de la Gardie aufgekauft wurde. Von dem Grafen erhielt der Kodex den silbernen Einband. Selbstverständlich ist der Codex argenteus der größte Schatz der Bibliothek, die über 230 000 gedruckte Bücher und 7 000 Handschriften enthält. Ich muß offen gestehen, daß mich als Laien die Bibliothek in Stockholm fast mehr angesprochen hat. Diese enthält prachtvolle Handschriften, so den Codex aureus, die berühmte Teufelsbibel, die ebenfalls aus Prag mitgenommen usw. Mit meinem freundlichen Führer geriet ich in einen kleinen Streit. Ich eröffnete ihm, wie sehr ich es bedaure, daß man jetzt sich in Schweden der lateinischen Schrift bediene, trotzdem man vor ungefähr 30 - 40 Jahren noch mit deutschen Buchstaben geschrieben und gedruckt, wie es ja auch

heutzutage meistens noch in Norwegen geschieht. Dr. N. machte den Einwand, wie erschwerend es sei, wenn man doppelte Schriftzeichen lernen müsse, und daß es ja viele deutsche Gelehrte gibt, die mit lateinischen Buchstaben schreiben, und daß man hoffe, daß die deutsche Gelehrtenwelt ganz und gar diese Sitte annehmen werde. Ich muß sagen, daß mir ganz heiß wurde vor Zorn über diese Anmaßung, die das Ausland wieder einmal an uns Deutsche stellt, auf unsere nur zu bekannte Schwäche und Nachgiebigkeit rechnend. Ich meine, wir Deutschen sollten stolz sein, daß wir uns nicht mit fremden Federn zu schmücken brauchen, daß wir die Laute unserer schönen Sprache in eigenen Zeichen wiedergeben können. Was die deutsche Gelehrtenwelt für Kunst und Wissenschaft leistet, steht viel zu hoch, als daß es von den Ausländern entbehrt werden könnte. Darum ihr deutschen Gelehrten, gebt nicht euer Recht auf, mit deutscher Zunge zu reden und zu schreiben, - es ist ein großes Stück Deutschtum, das da verschleudert, mit Füßen getreten werden würde. Nicht mit einem Federstrich wollen wir aufhören Deutsche, ganz Deutsche zu sein. Recht befriedigt von meinem Ausfluge, auf dem ich gar viel Schönes und Belehrendes gesehen, kehrte ich heim. Die schönen Herbsttage scheinen vorüber - denn heute sieht der Himmel sehr grau aus, und ein feiner Regen scheint sich in einen dichten Herbstlandregen verwandeln zu wollen, der uns dann schnell dem strengen Regimente des Winterkönigs übergibt. Der Hof, d, h, der König, die Königin und die unverheirateten Prinzen weilen noch in dem lieblichen Drottningholm (Königininsel), während das kronprinzliche Paar die Sommerresidenz Tullgarn bewohnt. Bald, am 11. November, wird der Herzog von Schoonen den ersten Jahrestag seiner Geburt feiern und wird dies gewiß ein Freudentag für ganz Schweden und Norwegen sein. Der zukünftige Herrscher Skandinaviens ist, wie man sagt, ein auffallend kräftiges starkes Kind. Seit einigen Tagen sieht man in den Schaufenstern der Buchhandlungen Bilder, Kaiser Wilhelm darstellend, seinen Urenkel, den Herzog von Schoonen, auf den Knien haltend. - Es scheint wirklich, als seien die letzten sonnigen warmen Tage dahin, der Wind schüttelt unbarmherzig die Kronen der Bäume und treibt sein Spiel mit den herabfallenden Blättern; das Laub fällt von den Bäumen - das grüne Sommerlaub - das Leben mit

seinen Träumen - zerfällt in Asche und Staub - so heißt es ja wohl. So geht es jahraus jahrein. Bald sind die Bäume kahl und die Erde kalt und starr, und eine weiße Decke verhüllt sie dann lange, lange den Blicken der Menschen; dann aber kommt ein neues Regiment und die warmen Frühlingslüfte hauchen die erstarrte Erde an, warme Sonnenstrahlen küssen die schlafende Natur wach. Neues Leben beginnt, neues fröhliches Leben, und die Vögel zwitschern von Lenz und von Liebe, und alles geht den gewohnten Gang, wengleich nicht alle mehr da sind, und dem neuen Leben zuschauen können, die mit ihren Blicken dem Treiben der Herbstblätter folgten. Dafür sind viele andere gekommen in ewigem Wechsel, und die Natur geht unbehindert ihren Lauf, ohne sich um das Kommen und Gehen der Erdenbewohner zu kümmern.





Von den Stuttgarter Kaisertagen.

1885.

Stuttgart, 19. September.

So früh wie heut, war Stuttgart gewiß seit langem nicht auf den Beinen. Um 7 Uhr rollten schon viele dicht gefüllte Wagen gen Ludwigsburg und je später, je reger wurde es überall. Das Barometer war gestern so gefallen, daß man gar nicht erstaunt war, heut, statt des glänzenden Sonnenscheins einen grauen, bedeckten Himmel zu sehen. Nach 8 1/2 Uhr fiel ein leichter Niederschlag so fein, daß er nach den heißen Tagen eine wahre Erfrischung war. Zuffenhausen, Kornwestheim waren dicht beflaggt - die ländliche Bevölkerung überall in Festkleidern, mit Kornblumen geschmückt. Vierspännige Bauernwagen, die Bretter, außen schwarz, weiß und rot bekleidet, die Pferde mit gleichen Schleifen behangen, zahllose Reiter, unabsehbare Massen von Fußgängern, alles strebt dem Paradenfeld zu. Daneben bringen 18 Doppel-Extrazüge das Hauptkontingent der „Manöverbummler“ heran.

Nachdem ich eine förmliche Wagenburg passiert hatte, erreichte ich meinen Tribünenplatz, Eine ungeheuer lange, aber äußerst primitive Tribüne war gegenüber der Stelle errichtet, wo die Majestäten Aufstellung nehmen sollten, in der Mitte waren einige Reihen reserviert für die Diplomatie und

die Hofchargen. Der feine Sprühregen dauert fort, ohne daß man sich sonderlich darum kümmert, er ist so unbedeutend, daß niemand daran denkt, die Schirme aufzuspannen. Dem Programm nach fährt um 9 1/2 Uhr der Kronprinz mit Gefolge, sowie die übrigen Prinzen und die fremdherrlichen Offiziere ab. Zehn Minuten später erfolgt die Abfahrt der beiden Herrscher, der Königin und der Prinzessinnen. Das Gedränge, um den Kaiser zu sehen, ist fast so groß, wie am gestrigen Tage bei der Ankunft. Ach, jetzt endlich - da ist der Kronprinz, umgeben von einem glänzenden Gefolge - weit übers Feld leuchten die weißen Federbüsche, die roten Röcke der Engländer, die roten Beinkleider der Franzosen. Der Kronprinz erscheint in preußischer Generalsuniform, mit dem Bande des württembergischen Kronenordens, Prinz Wilhelm von Preußen als Gardehusar, Prinz Wilhelm von Württemberg in der Uniform seiner Dragoner. Jetzt hört man schon von ferne das Hurrarufen, von Truppe zu Truppe tönt es weiter, mächtig schwillt es an, fast betäubend, und dazu fallen die Musikkorps ein: „Heil Dir im Siegerkranz.“ Da nahen sich die Wagen, voran, von vier prächtigen Trakehner Hengsten gezogen, der Kaiser und der König, Der Kaiser in seiner Eigenschaft als oberster Kriegsherr in preußischer großer Generalsuniform, mit dem roten Bande des württembergischen Kronenordens, zur Linken König Karl in württembergischer Generalsuniform mit dem Orangeband des Schwarzen Adlers. In zweispänniger Galaequipage die Königin, nach russischer Sitte links sitzend, zur Rechten die Herzogin Wera, gegenüber die Zwillingstöchter. In darauffolgenden Wagen folgte die Prinzessin von Weimar nebst Tochter, die kleine Prinzessin Pauline von Württemberg und die Hofchargen.

Nachdem die Fronten abgefahren waren, nahmen die Majestäten Aufstellung gerade der Tribüne gegenüber, leider war aber der Zwischenraum immerhin ein sehr bedeutender. Seine Majestät der König bestieg jetzt seine eigene Equipage und beide Herrscher nahmen im Wagen stehend die Parade ab. Man kann es kaum fassen, wie unser greiser Kaiser imstande war, fast die ganze Zeit - drei volle Stunden - zu stehen, erst ganz zuletzt setzten sich die beiden Majestäten. Und nun defilierten die Truppen mit klingendem Spiel,

zunächst die acht Infanterieregimenter, dann die vier Kavallerieregimenter Prinz Wilhelm von Württemberg führte dem Kaiser persönlich sein Dragonerregiment vor. Dann folgte Artillerie, dann der Train. Selbst einem Laien mußte es auffallen, wie vorzüglich die Truppen vorbeimarschierten. Bei jeder Pause, dreimal, verließ der Kaiser den Wagen und schritt schnell und sicheren Trittes zu der Equipage der Königin. Als er das erstemal den Wagen verließ, begrüßte das Publikum diese ritterliche Huldigung durch lebhaftes Hurras. Der Regen hatte indessen aufgehört und während der Parade durchbrach die Sonne auf kurze Zeit das Gewölk. Nach abgehaltener Kritik sah man, daß der Kaiser dem kommandierenden General von Schachtmeyer die Hand reichte, die dieser vergebens versuchte an seine Lippen zu führen. Darauf fuhren die Majestäten an den Kriegervereinen entlang, die an der Tribüne Aufstellung genommen hatten. Ein greiser Veteran, 94 Jahre alt, der die Freiheitskriege mitgemacht, hatte herausgetragen werden müssen. Als der Kaiser bei ihm hielt, war es ihm unmöglich, den alten Mann zu verstehen, und schnell ohne jede Hilfe verließ der Kaiser seinen Wagen und richtete einige freundliche Worte an den alten Krieger, ihm zum Abschied die Hand reichend. Mit nicht endenwollendem Jubel wurde der Kaiser bei seiner Rückkehr begrüßt. Das auf dem Programm in Aussicht genommene Frühstück hatte ausfallen müssen, um den Kaiser nicht zu sehr zu ermüden.

Soeben kehre ich von einem Rundgang durch die Straßen zurück, die eigentlich erst heute in ihrem vollen Schmucke sind. Der Schloßplatz, auf dem lustig die Fontänen plätschern und dessen Anlagen durch ihr saftiges Grün und die prächtigen Teppichbeete ganz vergessen lassen, daß wir Ende September haben, wird den Tag über nicht leer von Schaulustigen. Um das Schloß herum beim Königsbau und beim Hotel Marquardt steht die Menge dicht gedrängt, darunter viele bäuerliche Zuschauer in Landestracht. In der Königsstraße fallen besonders einzelne Läden durch geschmackvolle Ausschmückungen auf. Besonders schön ist das Generalkommando geschmückt. Am Eingang sind prächtige Pflanzengruppen aufgestellt, von oben hängt eine mächtige Kaiserkrone herab, aus der am Abend elektrisches Licht strahlt, wodurch sie ganz wie von Rubin und Diamant gebildet

aussieht.

Während ich diese Zeilen schreibe, findet das Paradediner statt, um 8 1/2 Uhr ist Zapfenstreich. Leichte weiße Wölkchen bedecken den Himmel, es ist frisch und kein Regentropfen fällt. Allerorten tauchen die Lichter auf, da und dort sieht man schon einen Schein der beginnenden Illumination.

Stuttgart, 20. September.

Der heutige Sonntagmorgen ist wirklich vom Wetter begünstigt - goldener Sonnenschein und doch keine Hitze. Als ich durch die reich beflaggten Straßen nach der Schloßkapelle fuhr, stand die Menge schon wieder dicht gedrängt vor dem Schlosse. In bezug auf die Etikette in der Kirche war man so streng, daß schließlich viele Plätze leer blieben, während jeder geglaubt hatte, daß die Kirche überfüllt sein würde. Nach und nach erschienen die höchsten Herrschaften in der königlichen Loge: der Prinz von Weimar mit Gemahlin und Tochter, die Herzogin Vera, die aber griechischer Konfession ist; die Prinzen sind vollzählig erschienen bis auf Prinz Arnulf, Herzog Albrecht und den Herzog von Urach, die dem Gottesdienst in der katholischen Kirche beiwohnen. Jetzt kommt der König und Punkt 10 Uhr erscheint der Kaiser. Leicht gebeugt aber vollkommen sicher schreitet der Kaiser auf seinen Platz zu und reicht nach vollendetem Gebet dem König die Hand. Ich konnte nun den Kaiser in nächster Nähe sehen; es ist erstaunlich, wie er sich erholt hat - er ist kräftiger als im vergangenen Herbste. Hofprälat von Gerock hatte zum Text gewählt „Gebet Gott die Ehre“ und führte denselben in einfacher zum Herzen gehender Weise aus. Nach beendigtem Gottesdienst sprach der Kaiser noch einige Augenblicke mit dem König, so daß man beide Herrscher mit Muße betrachten konnte. Wenn auch der Kaiser sich gebückter hält, so macht er, wenn man die Verschiedenheit der Jahre betrachtet, kaum einen älteren Eindruck als der König. Wieder wurden die Herrschaften lebhaft begrüßt.

Nach der Kirche sah man den Kaiser, nur von einem Flügeladjutanten begleitet, ausfahren, um bei der Prinzeß Marie einen Besuch zu machen, den

der ritterliche Herr nicht versäumen wollte. Nach 1 Uhr nimmt das Gedränge nochmals unglaublich zu, gilt es doch, die Rundfahrt durch die Stadt nach dem Stadtgarten zu sehen. Um 2 Uhr erfolgte die Abfahrt des Kaisers, der mit dem König in einem zweispännigen Galawagen fuhr. In der Straße, in der das große Eingangstor des Gartens liegt, stand Mast an Mast, von denen deutsche und württembergische Fahnen herabwehten. Der Stadtgarten bedarf ja wirklich seiner besonderen Dekoration, er ist herrlich angelegt, so prachtvoll gehalten, daß er eigentlich immer im Festkleide ist. Von ferne schon hörte man das Hurrarufen. Da kommt der Oberbürgermeister, der den Zug eröffnet, nach ihm der Reitklub; jetzt fährt in kurzem Trabe der königliche Wagen in den Garten ein. In langsamerem Tempo, begleitet von den jubelnden Zurufen der Menge, geht es weiter nach dem Mittelplatz, wo die Festjungfrauen die Sträuße überreichen. Inzwischen ist der Kronprinz zu Fuß erschienen, begleitet von den übrigen Prinzen. Nach Entgegennahme der Blumensträuße machen die Majestäten noch eine Rundfahrt und verlassen dann den Garten, Der Kronprinz hat der Prinzessin von Weimar den Arm gereicht und geleitet sie nun in den Festsaal, wo Erfrischungen aufgestellt sind. Die Festhalle ist äußerst geschmackvoll geschmückt. Auch hier Kornblumengewinde an den Kronleuchtern usw. Im Gefolge befanden sich auch die Herren und Damen der preußischen Gesandtschaft. Der Kronprinz unterhielt sich in bekannt leutseliger Weise, ließ sich die Herren des Vorstandes und zahlreiche andere vorstellen, sprach mit den Festjungfrauen und war überhaupt in äußerst heiterer Stimmung, Er trug die Uniform seiner schlesischen Dragoner. Die beiden Prinzen Wilhelm waren in Husarenuniform. Inzwischen war auch die Königin durch den Garten gefahren, hatte denselben aber bald wieder verlassen. Unter lebhaften Zurufen und Hurras verließen nun auch die Prinzen die Festhalle. Die Zeit drängte, denn eine kleine Stunde später begann das Diner im Königsbau, welches Prinz Wilhelm dem Kaiser gab. Lange noch, nachdem der Hof den Garten verlassen, wogten die Massen in festlich gehobener Stimmung in demselben auf und nieder. Beim Verlassen des Gartens dankte der Kronprinz dem Vorstand und sagte, er fühle sich in Stuttgart gar nicht mehr fremd, sondern als Stammgast.

Die Tafel im Königsbau wies 80 Gedecke auf; an dem Diner nahmen teil der Kaiser, die Prinzen - der König hatte wegen Ermüdung abgelehnt - das Gefolge, die preußische Gesandtschaft, die Minister, Generalität usw. Der prächtige, große Saal war auf das prächtigste geschmückt. An den beiden Enden des Saales standen die Büsten des Kaisers und des Königs - ganz von hohem Grün umgeben - in der Mitte der linken Schmalseite das lebensgroße Bild des Kaisers, ein Kniestück, gleichfalls von Grün umrahmt, zu beiden Seiten je zwei große, vollständige Rüstungen. Der ganze Saal war reich mit Schildern, Waffen und sonstigen kriegerischen Emblemen geschmückt: ein mächtiges Eisernes Kreuz hob sich besonders hervor. Als der Kaiser erschien, wurde ihm von dem Töchterchen des Prinzen, Prinzeß Pauline, ein Strauß überreicht. Der Kaiser, der Kinder so gern hat, war sehr erfreut über die Huldigung der jugendlichen Spenderin. Se. Majestät nahm darauf in der Mitte der Tafel Platz, ihm zur Linken Prinz Wilhelm. Während der Kaiser das Mittagmahl beim Prinzen einnahm, speisten die fremdherrlichen Offiziere beim kommandierenden General.

Jetzt rollte Wagen auf Wagen dem Theater zu, um 6 1/2 Uhr beginnt die Galavorstellung „Oberon“. Aber noch lange werden die Schaulustigen warten müssen; denn da bei dem Diner die Geladenen in kleiner Uniform erschienen waren, mußten dieselben erst nach Hause, um sich umzukleiden. Um 7 1/2 Uhr ist das ganze Haus gefüllt. Während die Vorderplatze fast ausnahmslos von Damen eingenommen sind, bilden die goldgestickten Uniformen der Herren eine glänzende Fassung für den Kranz schöner und lieblicher Frauen. Das Foyer ist geöffnet und die Fremdenlogen sind der großen Hofloge beigefügt. Kurz nach 7 1/2 Uhr - der Vorhang war eben zum erstenmal gefallen und das Haus erglänzte in dem strahlenden Lichte der elektrischen Beleuchtung - nahte der Hof: das ganze Haus erhob sich von seinen Sitzen, und als der Kaiser an die Brüstung trat, rief der Hofschauspieler, Regisseur Pauli „Se. Majestät - unser deutscher Kaiser lebe hoch!“ Ein tausendfaches Hoch erdröhnte durch das reichgefüllte Haus, und brausend fiel die Nationalhymne ein. Vor Beginn des vierten Aktes wurden alle bei Hofe Vorgestellten, die im ersten Range saßen, in das Foyer

befohlen. Dasselbst stellte die preußische Gesandtin und stellvertretende Doyenne, Gräfin Wesdehlen, geb. Gräfin Pourtales, die Damen des diplomatischen Korps dem Kaiser vor. Die Staatsdame, Baronin Massenbach, stellte die preußischen Offiziersdamen und die geborenen Preußinnen vor. Nachdem der Kaiser und die Majestäten noch Cercle gemacht hatten, nahm der Kaiser zur Seite der Königin Platz am Teetisch. Gräfin Wesdehlen wurde an den Teetisch befohlen. Dort unterhielt sich der Kaiser mit ihr in heiterster, liebenswürdigster Weise.

Stuttgart, 21. September.

Heute haben wir wahrhaft köstliches Herbstwetter -, es ist sonnig und schön ohne heiß zu sein, also das beste Wetter fürs Manöver. Um 8 1/2 Uhr hatten sich der Kronprinz, die Herzogin Wera, die Prinzen und die fremden Offiziere mittelst Extrazuges nach dem Manöverfelde bei Hochdorf-Ditzingen begeben. Eine halbe Stunde später begab sich der Kaiser gleichfalls dorthin und kehrte um 2 Uhr 5 Minuten wohlbehalten wieder zurück. Wo sich nur der Kaiser zeigt - immer ist die Zuschauermenge gleich groß, wengleich Stuttgart heute ein verhältnismäßig alltägliches Gesicht zeigt, da die Geschäfte wieder geöffnet sind, Der Kronprinz besuchte heute, vom Manöver zurückgekehrt, die Ausstellung des Kunstgewerbevereins. Um 5 1/2 Uhr versammelten sich die hohen und höchsten Herrschaften zum Diner bei der Königin, zu welchem nur wenige Einladungen ergangen waren. Zu den Befohlenen zählten die Mitglieder der preußischen Gesandtschaft, Graf und Gräfin Wesdehlen, sowie Herr und Frau von Kleist, Feldmarschall Graf Moltke, Fürst Dolgoruki, Graf Perponcher, Herr von Bülow, Exzellenz von Wilmowsky, der Kriegsminister Bronsart von Schellendorf und die Herren des kleinen Dienstes. Der Kaiser hatte dem Könige gegenüber Platz genommen, zu seiner Rechten die Königin, zu deren Rechten der Kronprinz usw. - Zur Linken des Kaisers die Herzogin Wera, Prinz Wilhelm von Preußen, usw. Zur Rechten des Königs saß Gräfin Wesdehlen, Prinz Albrecht von Preußen, Frau von Kleist, Graf Moltke. Zur Linken Frau von Bülow, Prinz Arnulf von Bayern usw. Nach dem Diner machten die Majestäten

Cercle. Der Kaiser unterhielt sich in der heitersten Stimmung und äußerte, wie dankbar er für die Begeisterung des Volkes sei. Der König sieht recht angegriffen aus, das Gehen fällt ihm sehr schwer; man vermißt bei ihm die Lebendigkeit und die rege Teilnahme, wie sie der Kaiser stets zeigt.

Nach dem Diner begab sich der Kaiser ins Theater, welches wieder dicht besetzt war, und kam darauf, durch die Posse „Zehn Mädchen und kein Mann“ in die heiterste Stimmung versetzt, zu einer kleinen Gesellschaft bei dem Prinzen und der Prinzessin von Weimar. Die im Programm für diesen Abend angesetzte Soiree, sowie diejenige für Dienstag bei Graf Wesdehlen waren aufgegeben worden, um Se. Majestät nicht zu sehr zu ermüden. Heute bestand die Gesellschaft nur aus 30 - 40 Personen, aus den Mitgliedern der preußischen Gesandtschaft, einigen geborenen Preußinnen u. a. m. bestehend. Bald nach 10 Uhr verließ der Kaiser unbemerkt die Gesellschaft.

Um einen kleinen Begriff davon zu geben, welchen Anteil das ganze Land an den Kaisertagen nimmt, mögen folgende Ziffern dienen. An der Parade nahmen allein 11 272 Mitglieder der Kriegervereine teil. Die Zahl der Zuschauer wird auf weit über 100 000 berechnet. Trotz der kolossalen Frequenz auf der Eisenbahn ist kein Unfall passiert. Am Sonnabend gingen aus Stuttgart zwischen 9 bis 10 Uhr 18 Doppelzüge und zwei Hofzüge nach Ludwigsburg und Kornwestheim ab. Es wurden im ganzen 16 000 Personenbillets gelöst, dazu kamen die vom Lande hergekommenen 20 Extrazüge, außerdem die fahrplanmäßigen Züge, die als Doppelzüge gelten können. Am Sonntag reichten die gewöhnlichen Züge nicht und es wurden 10 Extrazüge gebraucht. Bei der Rundfahrt des Kaisers durch die Stadt haben 12 800 Schulkinder Spalier gebildet, ebenso die verschiedenen Vereine usw.

Stuttgart, 23. September.

Trotz der Strapazen des Montag war der Kaiser gestern schon sehr früh auf und nahm um 7 3/4 Uhr den Vortrag des Geheimen Legationsrats von Bülow entgegen. Gegen 10 Uhr verließ der Kaiser Stuttgart mittels Extrazug, traf um 10 1/2 Uhr auf dem Manöverfeld ein und nahm Aufstellung bei

Hemmingen. Allerorts verläßt die Bevölkerung die Arbeit und eilt, wenn auch nur von fern, den Kaiser zu sehen. Die Begeisterung spottet jeder Beschreibung, das an und für sich phlegmatische Volk ist kaum wiederzuerkennen.

Nach Beendigung des Manövers kehrten der Kaiser und sein Gefolge nach Kitzingen zurück. Zuerst waren mehrere fremdherrliche Offiziere daselbst angekommen, welche, in der Nähe des Stationsgebäudes stehend, die Ankunft des Kaisers erwarteten. Als der Kaiser erschien, brach die zahlreiche Menschenmenge in begeisterte Hochrufe aus. Der Kaiser stieg ohne Zeichen der Müdigkeit aus seinem Wagen und unterhielt sich sehr leutselig mit mehreren der fremden Offiziere. Dann begab er sich in den bereitstehenden Zug, der sofort abfuhr. Nach Stuttgart zurückgekehrt, gönnte sich der Kaiser nur kurze Ruhe. Um Punkt 5 Uhr begab er sich zum Diner bei dem kommandierenden General von Schachtmeyer. Die ganze Friedrichstraße entlang und auf der Kriegsbergstraße, wo das Generalkommando liegt, hatten sich große Menschenmengen eingefunden, um den Kaiser zu begrüßen. Um 4 3/4 Uhr begann die Anfahrt; - einer der ersten war Prinz Wilhelm von Württemberg mit seinem Adjutanten, dann folgte Graf Moltke, General von Albedyll, Graf Goltz, Prinz Albrecht von Preußen, Prinz Arnulf von Bayern, Prinz von Weimar, die Fürstin Radziwill und Dolgoruki, Prinz Reuß usw. Hurrarufen verkündet das Nahen des Kaisers. Kaum hält der Wagen, so öffnet General von Schachtmeyer den Wagenschlag und begrüßt Seine Majestät, ihm die Hand küssend. Wie rüstig Se. Majestät ist, beweist, daß er die zwei Treppen nach dem Speisesaal ohne weitere Ermüdung erstieg. Die Ansprache, die der General bei Tisch an den Kaiser hielt, lautete ungefähr wie folgt: Er versichere dem Kaiser, als dem obersten Kriegsherrn des Reiches, die innigste Verehrung der Armee; die Anwesenheit des obersten Kriegsherrn in Württemberg sei jedem Offizier, Unteroffizier und Soldaten aufs neue Veranlassung zu erhöhtem Eifer in seiner Pflichterfüllung für den Ruhm und die Ehre des Vaterlandes. Mit solchen Gefühlen beseelt, glauben die hier Versammelten würdig zu sein, auf das Wohl des Kaisers zu trinken, dessen Gesundheit Gott noch lange erhalten

und segnen möge. „Und so rufe ich aus: Se. Majestät der Kaiser, er lebe hoch!“ Begeistert stimmten alle Anwesenden ein, während die Fanfaren der Musik ertönten und die Nationalhymne gespielt wurde. Der Kaiser sprach sofort einige bewegte Worte des Dankes. Als zum Nachttisch die in der Mitte der Tafel stehende Germania aufgehoben wurde, erhob sich an ihrer Stelle, von einem unsichtbaren Mechanismus getrieben, eine auf weißem Kissen ruhende, mit Lorbeer verzierte, prächtige Kaiserkrone aus Kornblumen. Der Kaiser hatte große Freude an dieser sinnigen Ueberraschung. Es war schon 7 3/4 Uhr geworden, ehe der Kaiser die festlichen Räume verließ, abermals enthusiastisch von der Menge begrüßt, die die ganzen drei Stunden ausgeharrt und inzwischen um das Zehnfache angeschwollen war. Während der Kaiser das Mahl bei General von Schachtmeyer einnahm, speiste der Kronprinz bei dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten von Mittnacht. Zur Rechten der Frau von Mittnacht saß der Kronprinz, zur Linken Graf Wesdehlen. Es waren ungefähr 30 Personen geladen. Der Minister von Mittnacht toastete in einer äußerst glänzenden Rede auf den Kronprinzen als den Mehrer und Schützer der Kunst, der Kronprinz auf den König und die königliche Familie. Prinz Wilhelm von Preußen speiste mit den Generälen, soweit sie nicht beim Kommandierenden waren, den Herzögen Albrecht von Württemberg und von Urach und dem Kriegsminister Bronsart von Schellendorff, beim Kriegsminister von Steinheil. Der Kaiser hatte für den Abend seinen Besuch im Theater, sowie in der preußischen Gesandtschaft zugesagt. Von dem Diner zurückgekehrt, fühlte sich Seine Majestät aber zu ermüdet. Der Kronprinz dagegen erschien in dem Hause des Grafen Wesdehlen, zu der nur ungefähr 30 Personen Einladungen erhalten hatten, um seinen erlauchten Vater zu entschuldigen. Darauf erschien auch Prinz Wilhelm von Preußen.

Heut (am 23.) ist nun der letzte der unvergeßlich schönen Kaisertage, die für das Schwabenland eine der schönsten Erinnerungen bleiben werden. Es gilt heut, den Kaiser zum letztenmal zu sehen, und so strömte denn die Menge unaufhaltsam hinaus aufs Manöverfeld. Um 10 Uhr sollte der Kaiser auf dem Manöverfeld eintreffen - er hatte sich per Bahn nach Ditzingen begeben - es

wurde aber 12 Uhr und später, und noch war der Kaiser nicht erschienen. Nachträglich erfuhr man, daß der Kaiser der Entwicklung des Manövers auf dem jenseitigen Teile beigewohnt habe. Um 12 Uhr verkünden die Glocken von Münchingen das Nahen des Kaisers. Das Gefecht ist im vollsten Gange, der Kaiser stellt sich auf, um die Attacke der Kavallerie zu sehen.

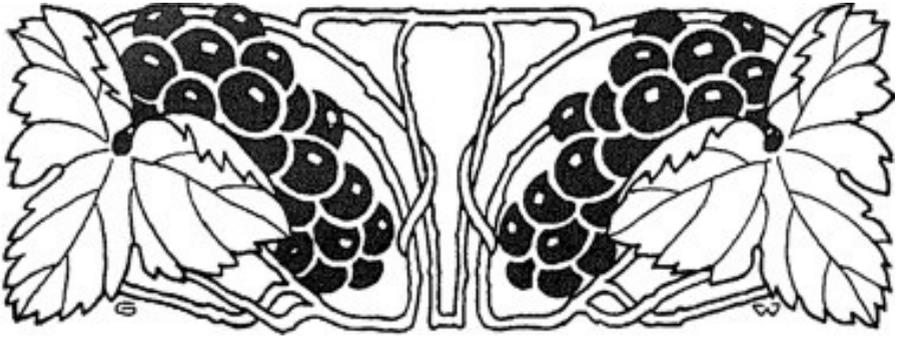
Nach der Kritik sagte der Kaiser beim Abschiede: „Nun, wir werden uns wohl nicht wiedersehen!“ Laut und deutlich erwiderte der kommandierende General die Worte: „Unsere Gebete zu Gott für Ew. Majestät sind still - der Ausdruck unserer soldatischen Herzen aber ist laut: Hoch lebe Eure kaiserliche Majestät.“ Mit Begeisterung fielen die versammelten Offiziere des ganzen Armeekorps in den Hochruf ihres greisen Führers ein. Der Kaiser dankte bewegt und ernannte den General zum Chef des pommerschen Füsilierregiments Nr. 34. Sämtliche höheren dekorierten Offiziere ritten hierauf an den Wagen des Kaisers und küßten dem obersten Kriegsherrn die Hand. In Zuffenhausen bestiegen der Kaiser, der Kronprinz und Prinz Wilhelm von Württemberg den Zug, um sich nach Stuttgart zurückzugeben, wo derselbe kurz vor 2 Uhr eintraf.

Die frohe Feststimmung fängt schon an zu schwinden, wenn man jetzt von Abschied zu Abschied eilt. Prinz Wilhelm von Preußen ist der erste, der die schwäbische Hauptstadt verlassen - er hat sich gleich vom Manöverfeld auf die Eisenbahn begeben, um den Zug nach Wien zu erreichen. Um 3 1/4 Uhr fährt der Kronprinz mit Gefolge nach Homburg. Man kann kaum die Menschenmasse durchbrechen, um den Bahnhof zu erreichen; vom Schlosse bis zur Bahnhofshalle steht gedrängt Mensch an Mensch. Der Kronprinz hatte sich zwar jeden offiziellen Abschied verboten, aber es waren doch einige Herren erschienen.

Auf das leutseligste verabschiedet sich der Kronprinz, der seine Dragoneruniform trägt - mit ihm zugleich reisen Prinz Albrecht und der Feldmarschall Graf Moltke ab. Unter den Zurufen der Menge verläßt der Zug die Halle. Eine Stunde später ist der ganze Bahnhof von glänzenden Uniformen bedeckt, offizieller Abschied ist zwar nicht gewünscht, doch ist es selbstverständlich, daß, wer irgend kann, gekommen ist, um dem

scheidenden Kaiser einen Abschiedsgruß zuzuwinken. Die Rufe der Menge begrüßen die anfahrenden Fürstlichkeiten. Jetzt kommt der König, lebhaft begrüßt - ihm folgt, vom Jubel der Menge begleitet, der Kaiser. Rüstig, sichtlich bewegt, durchschreitet der Kaiser den Perron, hier und da die Hand reichend und Abschiedsworte aussprechend. Darauf verabschiedet sich der Kaiser von der königlichen Familie, der König geleitet ihn an seinen Wagen - gedämpft durch die Bewegung tönt das Hurra durch die Halle, und langsam rollt der Zug aus der Halle. Auf Wiedersehen - so Gott will!





Die Jubelfeier in Stuttgart.

1889.

I.

Jubeltage aller Orten - auch für Schwabens liebliche Hauptstadt stehen solche vor der Tür. Werden es doch am 25. Juni 25 Jahre, daß der von seinen Untertanen hochverehrte und geliebte König Wilhelm nach 48jähriger segensvoller Regierung auf seinem Lustschlosse Rosenstein die Augen schloß und daß sein einziger Sohn, der nunmehrige König Karl, den Thron des Vaters bestieg. Fünfundzwanzig Jahre - ein Vierteljahrhundert kann nicht anders als gar Mannigfaltiges bringen, Glück und Leid,

Wechselfälle, wie eben das menschliche Leben sie mit sich führt und denen weder irgend ein Volk, weder Kaiser oder König noch der ärmste Untertan entgehen kann. Doch wie immer es auch kam, König Karl und sein Land haben zusammen getragen, was Gott schickte. Als Deutschland erwachte aus seinem langen Schläfe und aufstand wie ein Mann, um dem übermütigen Nachbarn mit dem Schwerte in der Hand zuzurufen: „Ihr sollt ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“ - da waren das Württemberger Volk und sein König auch dabei, und Schwabens tapfere Söhne, vereint mit den

Brüdern aller deutschen Gauen, halfen mit ihrem Gut und Blut, das neue Deutsche Reich zu begründen. Und auf die langen Friedensjahre, die dem großen Kriege folgten, können König und Land mit gegenseitigem Danke und Segen zurückblicken. Ueppige Fluren, reichbebaute Felder, weinumrankte Berge, stattliche Städte, blühendes Gewerbe allerwärts - wohin das Auge schaut, ein reiches, glückliches, gesegnetes Land. Wer könnte es da nicht begreifen, daß seit Monaten ganz Schwaben daran denkt, das 25jährige Regierungsjubiläum seines Königs würdig zu feiern.

Wenn der Norddeutsche ans Reisen denkt, da sucht er recht mühevoll auf der Landkarte umher, wohin er wohl dieses Jahr seine Schritte lenken könnte. Es ist uns Deutschen ja leider eigentümlich, daß für uns die Fremde, das Fremde den größten Reiz und die stärkste Anziehungskraft, haben, Und so auch hier - wie selten wird es jemandem einfallen, eine Reise nach Württemberg zu machen, und doch gibt es dort des Guten und Schönen so viel. Wie wenige Deutsche kennen Schwabens herrliche Hauptstadt, die selbst dem durch fremdländische Reize aller Art verwöhnten Auge anmutig und anziehend erscheint. Und doch müßte dieses Land die wärmste Teilnahme jedes Deutschen wecken. Wir befinden uns hier auf historischem Boden, ja noch mehr, hier steht die Wiege unseres Kaiserhauses, und unser junger Kaiser hat bei seiner Anwesenheit im Herbste betont: „daß auch in seinen Adern schwäbisches Blut rolle“ - ein Ausspruch, der eine wohl begreifliche begeisterte Aufnahme fand. Auch jetzt rüstet sich unser Kaiserpaar, um an den hiesigen Jubeltagen teilzunehmen, und daß die Kaiserin diesmal ihren erlauchten Gemahl begleitet, erhöht nicht wenig die allgemeine Freude.

Die Jubiläumsfeiern haben vereinzelt schon lange begonnen. So hatten wir zu Ostern eine Jubiläums-Gartenausstellung in den weiten, luftigen Räumen der Gewerbehalle. Wunderliebliches ist da besonders durch geschmackvolles Binden geleistet worden. Am 12. Juni fanden die alljährlichen Kinderfeste der verschiedenen Gesellschaften und Vereine statt, die sich in diesem Jahre zu einem großen Jubiläumsfestzuge vereinigt hatten. Augenblicklich gibt es in der Gewerbehalle eine graphische Jubiläumsausstellung, die des Schönen und Sehenswerten unendlich viel bietet. Den ersten Platz nehmen der

Krönersche Verlag, welcher nun auch die von Cottasche und Ernst Keilsche Buchhandlung umfaßt, sowie die Deutsche Verlagsanstalt ein. Bietet das Arrangement der letzteren ein farbenprächtiges, buntes Ganzes, so wird dieses doch durch die Krönersche Ausstellung in den Schatten gestellt, deren einfache, vornehme Ausstattung in blau und weiß besonders wirksam ist. Es ist für groß und klein anziehend und lehrreich, zu sehen, wie auf der einen Seile das weiße Papier in die große Rotationsmaschine gelegt wird und wie auf der anderen Seite der fertige Druckbogen erscheint. Auch die kleine Buchbinderei ist unendlich interessant; wie selten weiß der Laie, wenn er ein schönes, fertiges Buch zur Hand nimmt, durch wie viele Hände es gewandert ist und wieviel Geschicklichkeit seine Herstellung erfordert hat.

Ueber den Verlauf der ersten Festtage hat der Telegraph bereits das Notwendige berichtet. Am 25. trifft das Kaiserpaar in Stuttgart ein; unmittelbar darauf findet auf den Cannstatter Wasen die Parade, statt, an welche sich ein Gabelfrühstück auf Schloß Rosenstein anschließt. Nachmittags folgt der Festzug des Radfahrerklubs und das Prunkmahl beim Prinzen Wilhelm abends Tee bei der Königin und Fackelzug. Am 26. reist das Kaiserpaar wieder ab, nachdem es ein Gabelfrühstück bei der Prinzessin Friedrich eingenommen und dem Gartenfest auf der Wilhelma beigewohnt hat. Den Beschluß der großen Reihe von Festlichkeiten macht am 27. ein Konzert in der Stiftskirche. Sonntag, den 16. Juni, gaben der Neue Singverein, der Orchesterverein und der Lehrergesangverein zusammen ein Huldigungskonzert in der Liederhalle. Die Majestäten konnten der Feier leider nicht beiwohnen, da zu gleicher Zeit in der russischen Kapelle, die seit König Wilhelms Vermählung sich im Residenzschloß befindet, ein Festgottesdienst stattfand. In der vorigen Woche fielen auf jeden Tag mehrere Jubiläumsfestlichkeiten, so in den verschiedenen Gymnasien, in der Realschule, im Polytechnikum, Festkommerse alter Korpsstudenten, der Studierenden der Technischen Hochschule, Feiern in dem königlichen Katharinen- und Olgastift, in der Katharinenpflege u. s. w. u. s. w. Und bei allen diesen Feiern hoffte man selbstverständlich das Königspaar erscheinen zu sehen. Es wird demselben wirklich unendlich viel zugemutet, besonders

wenn man den schon jahrelang leidenden Zustand beider Majestäten bedenkt. Sowie rauhe Herbstlüfte wehen, muß der König nach dem Süden, und erst wenn der Frühling seinen Einzug gehalten, kann er heimkehren. Bis jetzt haben beide, König und Königin, sich überall gezeigt, stets von warmem Jubel begrüßt. Königin Olga, eine Tochter des Kaisers Nikolaus von Rußland, also eine Großtante unseres jetzigen Kaisers, ist in Wahrheit die Mutter ihres Volkes. Durch große eigene Mittel, die ihr zur Verfügung stehen, übt sie die Werke der Barmherzigkeit in des Wortes tiefster und edelster Bedeutung. Obgleich jahrelange Leiden tiefe Spuren auf ihren edlen, in der Jugend einst wahrhaft schönen Zügen eingegraben haben, ist die Königin noch heute, nach 43jähriger Ehe, eine imposante Erscheinung. Vor ungefähr 25 Jahren nahm die Königin ihre Nichte, die Großfürstin Wera von Rußland, Tochter des Großfürsten Constantin und Schwester der Königin von Griechenland, zu sich. Der Großfürstin Wera wurde Württemberg zur wirklichen Heimat, indem sie sich mit dem Herzog Eugen von Württemberg vermählte, und sie ist dem württembergischen Volk tief ans Herz gewachsen; wo sie mit ihren Zwillingstöchtern, den Herzoginnen Olga und Elsa, erscheint, wird sie stets stürmisch bewillkommenet. Trotz ihrer russischen Abstammung ist sie die denkbar beste Deutsche und dem Schwabenland mit wärmster, treuester Liebe zugetan. Dem Throne zunächst steht Prinz Wilhelm, Sohn des Prinzen Friedrich von Württemberg und der Prinzessin Katharina von Württemberg, älteren Schwester des Königs und ältesten Kindes von König Wilhelm aus dessen zweiter Ehe mit Königin Pauline von Württemberg. Prinz Wilhelm ist also präsumtiver Thronerbe. Er ist mit der Prinzessin Charlotte von Schaumburg-Lippe vermählt. Sein einziges Kind, Prinzessin Pauline, stammt aus seiner ersten Ehe mit der verstorbenen Prinzessin Marie von Waldeck. Der Prinz bewohnt im Winter den Wilhelmspalast und zur Sommerzeit das Landhaus Marienwohl bei Ludwigsburg. Die verwitwete Prinzessin Friedrich lebt teils hier im sogenannten Prinzenpalais, teils in ihrer Villa bei Rorschach. Zur königlichen Familie zählt noch Herzog Albrecht von Württemberg, ein Glied der katholischen, in Oesterreich lebenden württembergischen Linie, an welche die Krone fallen würde, hinterließ Prinz Wilhelm keine männlichen

Erben. Eine wohlbekannte und beliebte Persönlichkeit ist Prinz Herrmann zu Sachsen-Weimar, dessen Gemahlin die jüngste Schwester des Königs ist. Vier Söhne und zwei Töchter, von denen die älteste, die Erbgroßherzogin von Weimar ist, sind dieser Ehe entsprossen. Prinz Herrmann beteiligt sich voll Interesse an allen den Nutzen und das Wohl des Landes fördernden Vereinen und Unternehmungen. Zum Schluß ist noch die verwitwete Herzogin von Urach zu nennen. Sie hat zwei Söhne, den Herzog und den Fürsten von Urach.

II.

Daß ganz Stuttgart sich schon lange in fiebrhafter Aufregung befindet, kann man sich denken. Schon vor Wochen mußte man sich Wagen für die Festtage bestellen. Der hiesige Vorrat deckt ja bei weitem nicht den Bedarf, und so lassen die Fuhrwerksbesitzer Wagen aus Karlsruhe, Ulm, Reutlingen, Eßlingen u. s. w. kommen. Die Preise sind dementsprechend: der Wagen kostet 35 Mk., gleichviel, ob man ihn eine Stunde oder den ganzen Tag benutzt. Auch die Lebensmittelpreise erreichen eine schwindelnde Höhe.

Da man, wie gewöhnlich, mit den Vorbereitungen zu spät angefangen hatte, war man doch trotz Aufbietung aller Kräfte am ersten Festtage, dem 22., mit der Ausschmückung der Straßen und Plätze noch nicht fertig. Der Bahnhof hat sein Festkleid so ziemlich vollständig angelegt und zeigt in geschmackvollen Zusammenstellungen die Fahnen aller Länder, die beim Feste vertreten sind, Das mächtige Tor der gegenüberliegenden Post ist durch große schwarz-rote Vorhänge mit den württembergischen Wappentieren, Löwe und Hirsch, ganz verhangen; aus den Nischen oberhalb desselben leuchten die Büsten des Jubelpaares hervor. Wenngleich die schwarz-weiß-roten Fahnen überwiegen, so sind doch auch diesmal sehr viele schwarz-rote vorhanden; dazwischen solche in den Stadtfarben schwarz-gelb. Die Gesandtschaften und Konsulate bringen dann wieder einige Abwechslung mit ihren Landesflaggen, und der reiche Blumenschmuck zeigt am besten, daß wir uns in der schönsten Jahreszeit, im

Rosenmonat, befinden. Die Zahl der hier eingetroffenen fürstlichen Gäste ist eine sehr große. So sind, begleitet von ihrem Gefolge, angekommen: die Herzogin Eugenie von Oldenburg und Sohn, Prinz Peter von Oldenburg, die Herzöge Wilhelm und Nikolaus von Württemberg, der Herzog Philipp von Württemberg mit Familie, der Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar, der Herzog von Teck nebst Sohn, der Erbprinz Heinrich XXVII. von Reuß j. L., der Erbprinz von Waldeck, Prinz Eduard zu Anhalt und Prinz Friedrich von Schaumburg-Lippe. Am Sonntag treffen der Großfürst-Thronfolger von Rußland und der Kronprinz von Griechenland ein, ebenso der Großherzog von Hessen und Prinz Ludwig von Bayern. Der Orientexpresszug bringt am 25. d. früh den Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este. Um 9 1/2 Uhr kommen der Kaiser und die Kaiserin mit großem Gefolge an; die Majestäten werden im Residenzschloß, in den sogenannten Oldenburger Zimmern Wohnung nehmen. Mit demselben Zuge kommt auch König Albert von Sachsen. Mit Rücksicht auf die späte Ankunft der Allerhöchsten Herrschaften ist die Parade auf 11 Uhr verschoben worden. Am Freitag sind auch sämtliche außerordentlichen und hier akkreditierten, aber teils in Berlin, teils in München wohnenden Gesandten eingetroffen. Alle diese Herren, die den Majestäten Glückwunschsreiben ihrer Souveräne zu überreichen hatten, wurden am Sonnabend um 1 Uhr empfangen. Um 2 Uhr fand Gratulationskour des hiesigen diplomatischen Korps statt, welcher sich dann Galatafel für sämtliche Diplomaten und Abgesandte anschloß. Die Tafel war im sogenannten schwarzen Marmorsaale in Hufeisenform hergerichtet und wies 69 Gedecke auf. Auf der inneren Seite der Mitteltafel saß der König, ihm gegenüber in der Mitte der äußeren Seite die Königin. Der König hatte große Generalsuniform angelegt mit dem Bande des württembergischen Kronenordens, dem Sterne des württembergischen Militärverdienst- und dem Sterne des Friedrichordens, sowie den Kriegsmedaillen. Die Königin trug eine äußerst geschmackvolle Toilette von Worth: taubengraue Seide, Vorder- und Seitenteile reich aber dennoch in leichten Formen mit Silber gestickt; die Schleppe teilten zwei gelbe, mit grau und Silber gefütterte Seidenrevers, die, unten breit, nach oben schmaler wurden. Den Kopfputz der hohen Frau schmückte ein weißer Spitzenschleier, der von einem wundervollen

Brillantdiadem gehalten wurde. Ueber die Taille, die der zarten Gesundheit der Königin wegen stets hoch ist, schlangen sich mehrere Reihen kirschgroßer Diamanten, während ein Schloß von wasserhellen Steinen, die einen wunderbar schönen Rubin einfaßten, die Taille begrenzte. Die Königin sah trotz der Anstrengungen, die sie in diesen Tagen schon durchgemacht hat, wohl aus und sprach in der ihr eigenen huldvollen und gnädigen Art mit einem jeden. Diplomatische Galatafeln haben immer etwas unsäglich eintöniges; die belebende Musik fehlt. Geschmackvolle Speisekarten mit Abbildungen der Villa in Berg, von Peterhof, der Heimat der Königin, und des Residenzschlusses, verhiessen eine reiche Speisenfolge. In der Mitte des Mahles erhob sich Se. Majestät - mit ihm sämtliche Anwesenden und brachte folgenden Toast in französischer Sprache aus: „Je bois à la santé des souverains qui ont eu l'aimable et la cordiale attention d'envoyer des représentants pour le Jubilé” Dies ist der Augenblick, der das diplomatische Mahl kennzeichnet: ein stummes Sichzutrinken ist alles, was auf diesen Toast erfolgt, und jeder nimmt seinen Platz wieder ein. Nach beendigtem Mahle machten die Majestäten noch Cercle, während der Kaffee herumgereicht wurde, und gegen 4 1/2 Uhr war das Fest zu Ende. Geduldig hatte die Volksmenge seit Stunden auf das Schauspiel der nun abfahrenden Geladenen geharrt. Ein buntes Bild war es ja durch die roten königlichen Livreen und die Equipagen, in denen alle die fremden Diplomaten und Abgesandten fuhren. Diese Herren in ihren verschiedenen, reichgestickten Uniformen begaben sich nun zu den übrigen hiesigen Fürstlichkeiten, von denen sie in Audienz empfangen wurden.

Nur kurz ist die Ruhezeit bemessen. Schon wieder beginnt das Rollen der Wagen. Diesmal ist das Ziel die Liederhalle, wo der „Liederkranz” den Majestäten sein Huldigungskonzert gibt. Die ganze offizielle Welt, die Standesherren, die Hofgesellschaft, alles ist eingeladen, ist erschienen. Den Liederkranzmitgliedern geht es freilich übel, für sie bleibt nur je ein Billett. Das Konzert soll um 8 Uhr beginnen, doch schon gleich nach 7 Uhr ist der Saal fast gefüllt. Dem Haupteingange gegenüber erhebt sich das auf das reichste ausgeschmückte Podium. Den Mittelpunkt bilden die Büsten der

Majestäten. Rechts vom Eingange befindet sich in der Mitte die königliche Loge unter einem Purpurbaldachin, der königlichen Loge gegenüber die Loge der Standesherrn und des diplomatischen Korps sowie sämtlicher fremden Gäste. In der Mitte zwischen beiden Logen nahm die Hofgesellschaft Platz. Der hohe prächtige Saal in seinem schönen Festgewand und in dem strahlenden Lichtermeer bot eine glänzende Folie für das erlesene Publikum. Die Damen waren in hellen, eleganten, kurzen Toiletten mit hellen, geschlossenen Hüten erschienen, die Herren im Frack, natürlich ohne Orden. Pünktlich 8 Uhr verkündet das laute Hurrarufen der draußen harrenden Menge das Nahen der Majestäten. Dieselben kamen mit ihren fürstlichen Gästen soeben aus dem Stadtpark, woselbst sie durch ihre Gegenwart das Jubiläumfest der Landwehroffiziere beglückt hatten. Als König und Königin unter den Baldachin getreten waren, begrüßte sie der Vorstand des Liederkranzes, Oberpostdirektor a. D. Steidler, mit einigen warmempfundenen Worten; in das die Ansprache beschließende Hoch auf die Majestäten fiel die Versammlung begeistert dreimal ein. Nun spielte das Orchester: „Heil unserm König, Heil“, welches Lied stehend angehört wurde. Das Programm wies u. a. auf: Festkantate für Männerchor und Orchester von J. H. Mayer; Arie „Il re pastore“ von Mozart, von Fräulein Leisinger, königl. preuß. Hofopernsängerin, vorgetragen; Chöre und Lieder von Engelsberg, Schumann, Brahms und Schubert, letztere von Frau Rosa Papier-Paumgarten aus Wien vorgetragen; den „Gesang der Geister über den Wassern“ (für achtstimmigen Männerchor und Streichorchester) von Schubert; Duett aus der Oper „Die Hochzeit des Figaro“ von Mozart (Frl. Leisinger, Frau Rosa Papier-Paumgarten). Der Gesang der beiden großen Künstlerinnen - Fräulein Leisinger hat übrigens hier ihre Laufbahn begonnen - kam am schönsten in dem Duett zur Geltung, wo die beiden, jede in ihrer Art herrlichen Stimmen sich wundervoll einander anpaßten. Die Temperatur war leider eine glühende und beeinträchtigte immerhin den Genuß. Während ich diese Zeilen sende, erquickt ein prächtiger Regen die Natur, die kühle Nachtluft wirkt belebend auf den erschöpften Geist.

III.

23. Juni.

Während der vergangenen Nacht hatte es reichlich geregnet, und so waren Natur und Menschen erfrischt und in freudig gehobener Stimmung. Der Himmel war zwar noch von grauem Gewölk überschleiert, aber das beeinträchtigte nicht im mindesten das immer mehr anschwellende Menschengewoge. Schon in den frühesten Morgenstunden herrschte allerwärts regstes Leben und Treiben, das seinen Höhepunkt natürlich vor dem Bahnhofe und auf dem dicht angrenzenden Schloßplatze fand. Einen malerischen Eindruck machten die hohen, festlich geschmückten Bauernwagen, welche Teilnehmer am Kriegervereins-Festzuge nach der Stadt geführt hatten. Vier- und sechsspännig kamen sie daher, die Pferde hoch aufgeschirrt mit den breiten Messingbogen, mit Bändern und jungem Grün reich geschmückt. Zwischen den Männern schauten fesche Bauernmädel in buntem Rocke und weiten weißen Puffärmeln hervor. Der Festschmuck der Straßen ist bei Morgengrauen vollendet worden. Einzelne Ausschmückungen sind geradezu überraschend schön und künstlerisch ausgeführt. Doch würde das Ganze auch ohne diese Prunkstücke einen herrlichen Eindruck machen, denn Stuttgart ist nicht nur ein graues Häusermeer mit hohen, engen Gassen; die Straßen sind breit, die Häuser nicht übermäßig hoch, und dichtes, im saftigen Grün prangendes Laubwerk findet sich überall.

Jetzt beginnen die Wagen der Festteilnehmer die Auffahrt zur Kirche; die roten Livreen des Hofes leuchten bald hier bald dort auf. Da der Raum in der Schloßkirche nicht sehr groß ist, so haben sich die Konfessionen so viel als tunlich zu dem Festgottesdienst in ihre eigenen Kirchen verteilt. In der Eberhardtkirche hat der Nuntius Erzbischof Agliardi schon in früher Morgenstunde die Messe zelebriert. Punkt 10 Uhr ist die glänzende Versammlung in der Schloßkirche vollzählig, und mit dem Glockenschlage treten die Majestäten in die Hofloge, in der sich bereits sämtliche hier anwesenden Fürstlichkeiten versammelt hatten. Der Chorgesang „Lobe den Herrn, meine Seele“ eröffnete den Gottesdienst, worauf die Gemeinde

einstimmte: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“. Prälat Dr. von Gerock hielt die Festrede über den vom König ausgegebenen Text 1. Sam. 7, 12: „Bis hierher hat uns der Herr geholfen“. Die Rede führte mit schwungvollen, tiefempfundenen Worten aus, was die letzten 25 Jahre dem Lande gebracht haben, und daß, im Rückblick auf die Jahrhunderte alte Geschichte Württembergs keine Zeit zu verzeichnen sei, in der das Land in gleicher Weise glücklich und gesegnet gewesen. Die Rede schloß mit einem Dank- und Segensgebet für den König, die Königin und das königliche Haus. Den Gottesdienst beendete der Wechselgesang des Chores und der Gemeinde: „Herr Gott! Dich loben wir“. Beim Ausgange begrüßte stürmischer Jubel die hohen Herrschaften.

Während des Gottesdienstes hatte ein starker Regenguß die nun folgende Feier der Enthüllung des Denkmals von Herzog Christoph zu beeinträchtigen gedroht, aber noch im letzten Augenblick brach die Sonne durch, um nun für den ganzen Tag Siegerin zu bleiben. Militär und Schutzleute bildeten Spalier um den ganzen Schloßplatz. Wie grüne Sammetdecken spannten sich die faltigen Rasenplätze aus, mit hohen Palmen und sonstigen exotischen Pflanzen in künstlerischen Gruppen allerwärts geziert. Die ganze Festgesellschaft betrat nun den engen Kreis vor dem noch verhüllten Denkmal; Stühle standen für die hohen und höchsten Herrschaften bereit, während für das diplomatische Korps und die fremden Abgesandten ein mit persischen Teppichen überdeckter Hautpas errichtet war. Die königliche Familie kam gleichfalls die wenigen Schritte zu Fuß, während das königliche Paar in zweispänniger Galaequipage unter stürmischen Beifallsrufen langsam bis an den Rasenplatz fuhr. Der König war in großer Generalsuniform; die Königin trug eine Toilette in dunkellila Atlas mit Spitzenausputz, Schirm, Hut, und Umhang waren von gleicher Farbe. Hofmarschall Frhr. von Wöllwarth trat vor und bat Se. Majestät, das Zeichen für die Enthüllung des von ihm zur Jubiläumsgabe bestimmten, seinem Ahn errichteten Denkmals zu geben. Auf das Zeichen und zugleich unter dem Donner der Geschütze fielen die Hüllen, und das in Erz gegossene Standbild wurde dem Blicke sichtbar. Der Herzog steht, auf das linke Bein gestützt, in der Rechten eine

Pergamentrolle haltend, während die Linke nach dem Schwerte faßt; der Blick ist nach dem Residenzschlosse gerichtet. Fürst Waldburg-Zeil, Präsident der Kammer der Standesherrn, trat nun vor und dankte im Namen des Landes für das königliche Geschenk und brachte zugleich ein Hoch auf den König aus; die Volkshymne fiel ein, und endlose, stürmische Jubelrufe durchdrangen die Luft. Das Standbild ist vom Bildhauer P. Müller ausgeführt und vom Erzgießer Pelargus gegossen. Die hohen Herrschaften umschritten nun das Denkmal, die Künstler mit ihrer Anerkennung beglückend und hier und dort ein gnädiges Wort an die Umstehenden richtend. Dann führte der Wagen die Majestäten in das Schloß zurück, wohin die Festversammlung folgte, um von dem Balkon aus dem Vorbeimarsch der Kriegervereine beizuwohnen.

Kurz vor zwölf Uhr wurde die Spitze des Zuges sichtbar, welchen die Musik des Ulanen-Regiments König Karl eröffnete; dann folgte die Stadtgarde zu Pferde. Jetzt kam der eigentliche Festzug, an dessen Spitze als Bundes-Ehrenpräsident in der Uniform der gelben Dragoner Prinz Hermann zu Sachsen-Weimar schritt, ihm zur Seite Vorstand und Schriftführer des Verbandes. Vor Sr. Majestät angelangt, brachte der Prinz mit gezogenem Degen das Hoch auf den König aus. Nunmehr folgten die Vereine der vier Kreise mit ihren Fahnen und Abzeichen, im ganzen 15 000 Mann, welche jubelnd ihren König begrüßten. Sehr gut sahen besonders die Leute aus, die in ihrer Landestracht gekommen waren, so der reiche schwarzwälder Bauer in hohen Stiefeln, gelben Lederhosen, blauer Sammetjacke, roter Weste, letztere beide reich mit großen, massiv silbernen Knöpfen geschmückt. Mit großer Begeisterung wurde die Nachricht aufgenommen, daß der König zur Erinnerung eine Fahne gestiftet habe. In musterhafter Ordnung ging der Zug vorüber. Sehr spaßhaft war es, daß der unter den Zuschauern auf dem Balkon befindliche persische Gesandte glaubte, daß es immer dieselben Leute seien, die den Platz umschritten, so ungefähr wie bei großen Theateraufzügen. Mirza Reza Khan erregt überhaupt großes Aufsehen; er ist ein fein gebildeter Mann, der vorzüglich französisch spricht. Seine Uniform - rotes, goldbesetztes Beinkleid und weißer Rock - gleicht der österreichischen

Generalsuniform, nur die schwarze Lammfellmütze, die der Gesandte und sein Begleiter stets aufbehalten, sei es bei Tafel oder in der Kirche, erinnert an die asiatische Abstammung. Der Sekretär ist übrigens ein Deutscher.

Den Nachmittag füllten wieder verschiedene Feste, so das Jubiläumsschießen, das Prinz Wilhelm gegen 3 Uhr mit seiner Gegenwart beehrte, und die Cannstatter Jubel-Regatta. Die Sonne schien glühend auf die beim Ziel errichteten Tribünen. Für den Hof und das diplomatische Korps dagegen war eine sehr geschmackvoll überdachte Tribüne errichtet; weiß und rot gestreifte Tücher überdeckten das Ganze, und der Vergleich, sie sehe aus wie ein Riesenschwimmkostüm, war nicht unrichtig. Gegen 4 Uhr erschienen die Herzogin Wera mit Töchterchen, dann Prinz und Prinzess Wilhelm mit ihren Gästen; die Majestäten dagegen mußten auf die Teilnahme an beiden Festen wegen Uebermüdung verzichten. Wenn man nicht ganz eingeweiht ist in diesen Sport oder niemanden hat, der dabei beteiligt ist, so ist der Reiz eigentlich gering. Aber das Wetter war schön, die Natur besonders schön an diesem Uferfleckchen. Die vielen geputzten Menschen, das Gewimmel von Wagen und Fußgängern, alles dies vereint bot an und für sich ein hübsches Bild. Leider wurde es so spät, daß wohl nur wenige der Verteilung der Preise beiwohnen konnten, welche der Prinz von Weimar im Auftrage des Königs übernommen hatte. Als man zurückfuhr, wirkte die Kühle im schattigen Schloßgarten unendlich wohltuend auf die übermüdeten Nerven. Die Majestäten hatten es sich aber doch nicht nehmen lassen, sich dem Publikum zu zeigen, und waren lange durch die Feststraßen gefahren. Der König insbesondere ist in sehr gehobener Stimmung; die Liebe und die Verehrung, die ihm das Volk so sichtbar entgegenbringt, berühren ihn auf das freudigste.

IV.

24. Juni.

Am Montag war der Vormittag verschiedenen Empfängen gewidmet; dieselben dauerten von 10 1/2 bis 1 Uhr, für das Königspaar eine ganz ungeheure Anstrengung, zumal der König die ganze Zeit stand. Der

Nachmittag brachte immer neue fürstliche Gäste, u. a. die Thronfolger von Rußland und von Griechenland. Um 7 Uhr sollte das Festspiel beginnen, welches der Verein zur Förderung der Kunst im Theater veranstaltet hatte; es war die Bestimmung getroffen, daß um 6 1/2 Uhr jeder seinen Platz eingenommen haben mußte. Mir erschien anfänglich diese Maßregel hart, aber, an Ort und Stelle angelangt, nur recht und billig. Beim Betreten des Theaters herrschte ein solches Durcheinander, daß man sich kaum denken konnte, diese wogende, sich schiebende und stoßende. Menge werde je in Ruhe kommen. Aber der Präsident des Vereins, Prinz Hermann zu Sachsen-Weimar, hatte die Augen überall, und so gelang es denn, bis kurz vor 7 Uhr Ordnung zu schaffen. Die Ausschmückung des Festraumes war auf das Beste geglückt. Das Parkett war so weit erhöht, daß es mit der Bühne eine Ebene bildete. An der großen königlichen Loge war die Brüstung geöffnet und mit einer Gittertür versehen worden; 16 mit rotem Sammet belegte Stufen führten in den Saal. Die Ausschmückung der ersten Gallerie bestand nur in Riesenpalmenwedeln, welche grün bronziert, mit goldenen Spitzen versehen und mit blühenden Kirschzweigen zusammengefaßt waren. Dieser Schmuck war durch seine gediegene Einfachheit von größter Wirksamkeit. Die zweite Gallerie schmückten Guirlanden, die dritte und die Vierte hauptsächlich Fahnen und Wimpel in den verschiedensten Landesfarben. Sämtliche Anwesende hatten sich selbstverständlich so festlich als möglich gekleidet; weil der Aufführung sich ein Ball anschließen sollte, herrschte bei der jungen Welt die Balltoilette vor. Da der Preis eines Sitzplatzes 35 Mk., der eines Stehplatzes 20 Mk. betrug, konnte die Gesellschaft nur eine gewählte sein. Zur Mitwirkung bei den lebenden Bildern hatte man Personen aus allen Kreisen der Gesellschaft gewählt. Punkt 7 Uhr betraten die Majestäten das Haus. Sowie sie bei ihren Plätzen angelangt waren, trat Prinz Weimar an die Brüstung der königlichen Loge und brachte, den Helm schwenkend, ein begeistert aufgenommenes Hoch auf den König und die Königin aus. Der Sinn des Festspieles war ungefähr folgender. Ein Wanderer betritt die Bühne. Aus seinen Worten spricht tiefste Lebensmüdigkeit, herbster Pessimismus. Er glaubt nicht, daß es irgendwo glückliche Menschen gibt. Da erscheint die „Begeisterung“ und versucht, ihn

zu bekehren; sie ruft den „Humor“ zu Hilfe, doch vergebens. Nun zaubern sie ihm vier Bilder aus der Gegenwart vor, Bilder aus dem schwäbischen Volksleben: 1. Am Frühlingsmorgen - Liebesgruß im schwäbischen Oberland - gestellt von Professor Kappis. 2. Am Sommermittag - eine Hochzeit in Betzingen - von Professor Rustige gestellt. 3. Am Herbstabend - Traubenlese im Neckartal - von Prof. Grunenwald, 4. In der Winternacht - Lichtkarz im Schwarzwalddorf - von Prof. Iglar. Der Wanderer gibt zu, daß hier Frohsinn und Glück herrscht, aber er ist immer noch nicht bekehrt. Da tritt Württembergia hinzu und erzählt von dem Königspaare, das 25 Jahre mild, gerecht und segensvoll über das Land geherrscht, Land und Leute beglückt, sie berichtet ihm von einem Herrscherstamme, der seit Jahrhunderten Großes geleistet habe. Vereint mit „Begeisterung“ und „Humor“ zaubert sie nun Bilder aus der württembergischen Geschichte hervor. 1. „Nach Gottes Wegen geht's“ - Graf Ludwig von Württemberg als Schützer und Berater der Kaiserin Wittve Irene in drangvoller Zeit 1208. (Hoftheatermalers Plappert); 2. „Attempo“ ("Ich wag's") - Graf Eberhard im Barte stiftet die Landesuniversität Tübingen 1477 (Prof. Beller); 3. „Hie gut Württemberg alleweg!“ - Prinz Christoph, der nachmalige Herzog, dessen Standbild am 23. d. enthüllt wurde, als Sieger am französischen Hofe 1537 (Prof. Stier und Prof. Huthsteiner); 4. „Provide et constanter“ (Vorsorglich und beständig) - Herzog Carl von Württemberg begeht im Beisein Carl Augusts von Weimar und Goethes das neunte Stiftungsfest der Hohen Carlsschule 1779 (gestellt von Gaupp); „Furchtlos und treu“ Episode aus der Schlacht von Champigny, 2. Dezember 1870 (Major O. von Faber du Faur). Württembergia und „Begeisterung“ erklärte abwechselnd dem Wanderer die Bilder; „Begeisterung“ lobt die Treue der Württembergia, Württembergia dagegen sagt: „Ohne dich, Begeisterung, hätten wir Champigny nicht gefeiert“. Da tritt Germania hinzu und preist die Brudertreue Württembergs zu Kaiser und Reich: sie komme namens aller deutschen Fürsten, der Huldigung beizuwohnen, die Württemberg seinem Könige darbringe. Nun ist der Wanderer endlich überzeugt; soviel Größe, soviel Treue haben ihm bewiesen, daß er im Unrecht gewesen sei. Er gibt sich zu erkennen als „Geist der Zeit“ und huldigt in beredten Worten dem Jubelpaare. Den Schluß bildete

das Huldigungsbild von Professor Schraudolph: um die Kolossalbüste des Königspaares gruppierten sich die Fürstentugenden: Gerechtigkeit, Weisheit u. s. w. Sehr wirkungsvoll waren die die Bilder begleitenden Gesänge. Das Ganze war äußerst gelungen, und die Majestäten waren auf das Tiefste bewegt; der König hatte bei dem Bilde von Champigny Tränen im Auge. Im Foyer, einem sehr schönen, großen, mit prächtigen Blumen gezierten Saale, ließen die höchsten Herrschaften den Huldigungszug, bestehend aus sämtlichen Teilnehmern an den lebenden Bildern, an sich vorüberziehen. Ein reizendes Bild war es, als der Festzug über die mit Samt belegten Stufen, durch die Königs-Loge kommend, den Saal betrat. Gleichzeitig öffnete sich der Vorhang und zeigte den Bühnenraum, der sich inzwischen in einen glänzenden Ballsaal umgewandelt hatte. Die Jugend ließ sich nicht lange bitten, und bald flog am Arme eines altdeutschen Ritters die betzinger Bäuerin dahin, während die Kaiserin Irene zur Quadrille die Hand einem Tübinger Scholar reichte. Die ans Theater angrenzende Kastanien-Allee, welche, zu beiden Seiten abgesperrt, als Buffetraum diente, erglänzte in feenhafter Beleuchtung; tausende bunter Lämpchen warfen magischen Schein auf die phantastischen Kostüme. Mitternacht war längst vorüber, als noch immer fröhliche Zecher die Gläser aneinander klingen ließen, um das teure Jubelpaar zu feiern.

Köstliches, sonniges Wetter brachte wiederum der junge Tag. Als um 5 Uhr der Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este ankam, standen schon tausende von Menschen am Bahnhof, um ihn zu begrüßen. Der Orientexpresszug brachte den Großherzog von Baden. Den Gipfelpunkt des heutigen Tages aber bildete die Ankunft des deutschen Kaiserpaares. Um 9 Uhr versammelten sich sämtliche Fürsten auf dem Bahnhofe, jetzt größtenteils in preußischen Uniformen, an der Spitze Prinz Wilhelm von Württemberg in der Uniform der Gardehusaren, sowie die Hofstaaten, die Generalität u. s. w. Es erschienen auch die Damen der preußischen Gesandtschaft, Gräfin Wesdehlen mit Tochter und Frau von Kleist, sowie die zum Ehrendienst bestimmte Staatsdame, Baronin Wöllwarth, während sich die Herren der Gesandtschaft früh 7 Uhr nach Bietigheim begeben hatten, um

dort das Kaiserpaar zu begrüßen. Es war 10 Uhr, als endlich das langersehnte Zeichen gegeben wurde, daß der Zug sich nahe; die Ehrenkompagnie trat ins Gewehr, die Trommeln wirbelten, die Volkshymne erklang, gemischt mit den endlosen Hurrahrufen der Anwesenden. Die Kaiserin entstieg zuerst dem Wagen. Sie war in sahnfarbene Seide gekleidet, der Rock fast glatt, mit breiten Einsätzen von gleichfarbiger Spitze besetzt. Ueber die Schultern legte sich ein brauner, mit Gold gestickter Umhang; der weiße Hut war mit Gold verziert. Prinz Wilhelm begrüßte die Majestäten namens des Königs, der diesmal hatte darauf verzichten müssen, zum Empfange zu erscheinen. Nach dem Kaiser stieg der König von Sachsen aus. Nach kurzer Begrüßung der Fürstlichkeiten und des Personals der Gesandtschaft führte Prinz Wilhelm die Kaiserin vor den königlichen Wartesaal, während der Kaiser mit dem Könige von Sachsen die Front der beiden Ehrenkompagnien abschnitt. In den ersten Wagen stiegen das Kaiserpaar und Prinz Wilhelm. Die Begeisterung der unabsehbaren Menschenmenge kannte keine Grenzen. Nur kurze Zeit der Ruhe wurde den Herrschaften gegönnt, denn draußen auf dem Cannstatter Wasen harrte in fast afrikanischer Hitze das zur Parade aufgestellte Militär. Der Weg vom Schlosse bis an die Tribünen war von einer Volksmenge begrenzt, wie sie hier noch nie gesehen worden war; es waren über 50 000 Menschen, welche oft in zehnfachen Reihen standen. Der sich brausend fortplanzende Jubelruf verkündete das Nahen der Fürsten. Der König fuhr in einem zweispännigen Wagen; rechts ihm zur Seite ritt auf einem edlen Fuchse der Kaiser, daneben der König von Sachsen. Der Kaiser trug die Uniform seines württembergischen Regiments, der König die seines Leibregiments; beide Herrscher hatten das Großkreuz der württembergischen Krone angelegt. In vierspännigen Wagen folgten die Königin mit der Kaiserin, erstere in Lila, letztere in Weiß, dann Prinzessin Wilhelm mit Tochter Prinzeß Pauline, die Herzogin Wera mit der Herzogin zu Leuchtenberg u. s. w. Dem Wagen des Königs schloßen sich die Prinzen und das glänzende militärische Gefolge zu Pferde an. Ein farbenprächtiges Bild entrollte sich dem Zuschauer: im Hintergrunde die grünen Berge, die schimmernden Reihen des Militärs, die goldgestickten, weithin leuchtenden Uniformen des Gefolges, die Wagen mit den Damen in ihren reichfarbigen

Toiletten, die dichtbesetzten Tribünen und über dem Ganzen der tiefblaue, wolkenlose Himmel. Nachdem die Majestäten die Front abgefahren beziehungsweise abgeritten hatten, nahmen sie Aufstellung unmittelbar vor der Haupttribüne. Die Parade wurde durch eine kombinierte Brigade gebildet, welche unter dem Kommando des Generals von Wölckern stand. Nicht endenwollender Jubel erscholl, als der Kaiser sich bei dem zweimaligen Vorbeimarsch der Truppen an die Spitze seines Regiments stellte, um dasselbe persönlich dem König vorzuführen. Nach beendeter Parade - die des beschränkten Raumes wegen ein wahres militärisches Kunststück war - fuhren die Majestäten an den Tribünen entlang; der Kaiser saß jetzt neben dem König im Wagen. Die Luft erzitterte fast unter dem Hurrahruf der Menge, der die höchsten Herrschaften andauernd bis Schloß Rosenstein begleitete, wo das Gabelfrühstück eingenommen wurde.

V.

25. Juni.

Nach der Parade begaben sich die fürstlichen Herrschaften nach Schloß Rosenstein, in dessen Festsaal die Tafel für das Galafrühstück gedeckt war. Das Kaiserpaar fand seinen Platz zwischen dem König und der Königin; zur Rechten der letzteren saßen der König von Sachsen und die Prinzessin Wilhelm von Württemberg, zur Linken des Königs Karl die Herzogin von Oldenburg und der Großherzog von Baden. Gegen das Ende des Mahles erhob sich der König und sprach: „Sr. Majestät dem Kaiser und Ihrer Majestät der Kaiserin und allen hier versammelten Fürsten, die Mir die große Freude gewährt haben, Mich heute mit Ihrer Gegenwart zu beglücken, spreche Ich Meinen herzlichen Dank aus. Sie Alle, und insonderheit Se. Majestät der Kaiser und Ihre Majestät die Kaiserin, Sie leben hoch! und abermals hoch! und zum dritten Male hoch!“ Jubelnd fiel die Versammlung ein. Hierauf erwiderte der Kaiser: „Gestatten Ew. Majestät, daß Ich im Namen der hier versammelten Vетtern Ew. Majestät Unsern herzlichsten, innigsten Dank sage für das Uns soeben dargebrachte Hoch. Es ist ein

Vorrecht des deutschen Volkes, daß die deutschen Stämme mit ihren angestammten Fürstenhäusern Freude und Leid teilen. Insbesondere ist es das treue Volk der Schwaben, welches in diesen Tagen mit Ew. Majestät und- Ihrem Hause in inniger Vereinigung ein schönes Fest feiert. Dem Beispiele der Völker folgend, sind Wir Fürsten von allen Seiten herbeigeeilt, da Wir, wo Einer von Uns ein frohes Fest erlebt, Uns mit Ihm solidarisch fühlend, Uns freuen, dasselbe mit Ihm begehen zu dürfen. Ich spreche im Namen Meiner Verwandten und Vettern, wenn Ich ausrufe: Gott schütze, Gott segne Ew. Majestät und Ihr ganzes Haus! Möge es Ew. Majestät vergönnt sein, daß Ihr Volk fest, furchtlos und treu zu Ihnen und Ihrem Hause bis in die fernsten Jahrhunderte halten möge, Ich erhebe Mein Glas und trinke auf das Wohl Sr. Majestät des Königs und Ihrer Majestät der Königin und Ihres ganzen Hauses. Sie leben hoch! und nochmals hoch! und zum dritten Male hoch!"

Wer den Kaiser jemals hat sprechen hören, wird wissen, wie zündend und begeisternd seine Reden sind. Das große offen blickende Auge spricht so überzeugend mit, daß es wohl niemanden geben kann, der nicht aufs tiefste ergriffen wird. Und so auch hier; begeistert fiel alles in das Hoch des Kaisers ein, Ein auf die Armee vom König ausgebrachter Trinkspruch beendete das Mahl.

Um 3 Uhr begann der Festzug der Radfahrer. Ein vierspänniger Wagen brachte die Kapelle, die außerhalb des Schloßhofes Aufstellung nahm, dann kamen die Radfahrervereine von Stuttgart und Umgebung, Eßlingen, Pforzheim, Karlsruhe, Heilbronn u. s. w. Sogar fünf Damen in bunten faltigen Röcken fuhren auf zierlichen Dreirädern gewandt einher. Bald war auch dieser Huldigungszug vorüber, aber den Herrschaften blieb keine Zeit für die nötige Ruhe. Als ich das Schloß verließ, fuhren die Mitglieder der königlichen Familie schon vor, um dem Kaiser-Paare ihre Aufwartung zu machen. Ich erfuhr noch, daß der König der Kaiserin den Olga-Orden verliehen, der Kaiser dagegen durch den hohen Orden vom Schwarzen Adler den Prinzen Herrmann zu Sachsen-Weimar, sowie den Staatsminister Freiherrn von Mittnacht ausgezeichnet hatte. Um 6 1/2 Uhr versammelte

sich, die königliche Familie und alle Gäste im Wilhelmspalast bei dem Prinzen Wilhelm zum Festmahl. In später Stunde begab sich dann das Kaiserpaar noch in das Hoftheater, woselbst die Wiederholung des gestrigen Festspiels stattfand. Noch herrschte das Tageslicht vor, als schon wieder Wagen auf Wagen dem Schlosse Gäste zuführten. Es waren die zum Tee zur Königin Geladenen: die Hofstaaten, das diplomatische Korps, die außerordentlichen Gesandten der fremden Mächte, die Standesherrn mit Gemahlinnen und die zum Ehrendienst kommandierten Offiziere. Nach und nach erschienen auch der Kaiser, die Kaiserin und alle übrigen Fürstlichkeiten. In huldvollster Weise ließen sich die hohen Herrschaften zahllose Menschen vorstellen und hatten für jeden ein freundliches Wort. Es fiel auf, daß die Oberhofmeisterin der Kaiserin, Gräfin Brockdorf, einen schwarzen Spitzenschleier nach spanischer Art trug; auf Befragen wurde mir erklärt, daß dies die vorgeschriebene Tracht sei. Kaum war die Dunkelheit hereingebrochen, da wurde der Beginn des Fackelzuges gemeldet, der einen ganz großartigen Umfang angenommen, seitdem sich die Kunde verbreitet hatte, daß das Kaiserpaar dem Festzug beiwohnen würde. Auf dem großen Balkon hatte sich die ganze Hofgesellschaft eingefunden, die aber den erleuchteten Gemächern der Königin, in denen die hohen Gäste sichtbar waren, fast mehr Aufmerksamkeit schenkt, als dem Festzug. Und doch leistete derselbe - darüber war nur eine Stimme - noch nie Dagewesenes. Besonders anzuerkennen war, daß man in keiner Weise von Rauch belästigt wurde. Rotglühende Fackeln, weißstrahlendes Magnesiumlicht, Ballons in allen Farben wechselten in bunter Reihe ab. Der Zug, an welchem 10 000 Personen teilnahmen, bestand aus acht verschiedenen Gruppen, die zahlreiche Gefährte mit sinnreich erdachten und prächtig ausgeführten Gruppenbildern und allegorische Darstellungen, sowie glänzend ausgestattete Transparente und florentinische Beleuchtungsdekorationen mit sich führten. Wie wonnig ist es, wenn man die heißen, im Lichterglanz strahlenden Räume verläßt und nun die balsamischen Düfte der Nacht einatmen kann. Noch lange weilte ich auf dem Schloßplatz, dessen Fontainen im Mondesschein wie flüssiges Silber flimmerten, und deren sanftes Rauschen und Murmeln

der schlafbedürftigen Menschheit ein Schlummerlied sang. Es war eine zauberisch schöne Nacht; phantastisch vermischte sich Mondenschein und elektrisches Licht und warfen gespenstische Schatten auf die allmählich sich leerenden breiten Gänge.

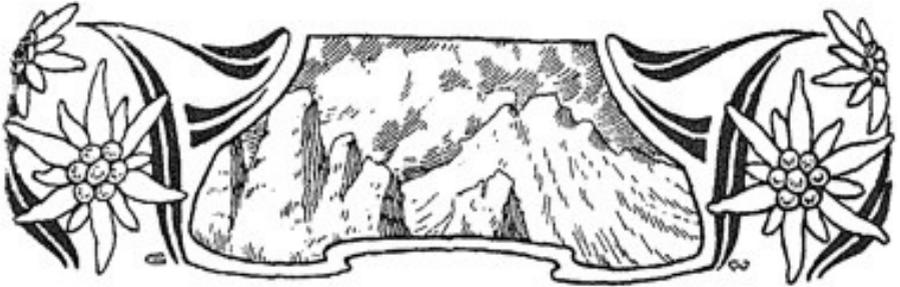
26. Juni.

Auch heute zeigte Frau Sonne ihr goldiges Antlitz und ließ es strahlend leuchten über der festlich geschmückten Residenz. Die Kaiserin besuchte am Vormittag die Olga-Heilanstalt und verweilte mehr als eine halbe Stunde in diesem Kinderkrankenhaus; sie besichtigte in Begleitung der Herzogin Wera, welche die Königin vertrat, die ganze weitläufige Anstalt, ja sie trat an jedes Krankenbett und hatte für jedes der armen kleinen Mädchen ein gütiges Wort. Um 12 Uhr erwiderte das Kaiserpaar die Besuche bei den Mitgliedern der königlichen Familie, und um 1 Uhr vereinten sich die gesamten Fürstlichkeiten bei der Prinzessin Friedrich zum Mittagmahl. Für das Gartenfest auf dem Rosenstein und in der Wilhelma waren etwa 4000 Einladungen an die Hofgesellschaft, an das diplomatische Korps, an die Gemeinderäte mit ihren Familien, an die Stände usw. ergangen. Große Buffets waren allenthalben aufgeschlagen und Erfrischungen jeder Art wurden gereicht. Es war mir vergönnt, im Gefolge der Kaiserin und der Königin wandelnd, manch Wörtchen von dem Gespräch der hohen Frauen zu erlauschen und mich von dem äußerst innigen Verkehr derselben zu überzeugen. Die Königin sorgte liebevoll wie eine Mutter für die Kaiserin, daß sie auch nicht zu viel durch Vorstellungen belästigt würde; sie nahm ihren Arm und geleitete sie selbst zu den schönsten Stellen des herrlichen, weiten Parks der Wilhelma. Da kam plötzlich Prinz Wilhelm mit seinem Töchterchen, förmlich gewaltsam sich Bahn brechend, über Blumenbeete und Rasenflächen daher, um seine Kleine der Kaiserin vorzustellen. Jetzt gesellten sich auch König Karl und der Kaiser hinzu; bald aber bestiegen die Herrschaften die Wagen, um nach dem Rosenstein zu fahren, wo sich dann das Kaiserpaar von den hiesigen Majestäten verabschiedete. Für einen gewöhnlichen Sterblichen ist es in solchem Falle keine Kleinigkeit, einen

Wagen zu erlangen, und da ich der Abreise des Kaiserpaares beiwohnen wollte, so sagte ich den maurischen Palästen, der fröhlichen Gesellschaft, die im Sonnenschein plaudernd und scherzend umherwogte, ein Lebewohl und war auch so glücklich, rechtzeitig auf dem Bahnhofe anzulangen.

Diesmal ließ es sich der König trotz aller Anstrengungen nicht nehmen, die kaiserlichen Gäste selbst zu geleiten. Auf dem Bahnhofe waren der Ehrendienst und die preußische Gesandtschaft versammelt; auch einzelne Fürstlichkeiten kamen, um sich zu verabschieden. Ich habe hier in Stuttgart zum ersten Male das Glück gehabt, unsere junge Kaiserin zu sehen, und ich kann es nicht begreifen, daß es kein einziges Bild gibt, welches ihr auch nur annähernd gerecht wird. Ihre hohe schlanke Gestalt ist im schönsten Ebenmaß gebaut; ein unbeschreiblich liebreizender Zug spielt um den Mund, und mit jedem Augenblick erscheint das Antlitz schöner. Die Kaiserin trug heute einen Anzug aus weißer weicher Seide mit breiten Falbeln von Seidenstickerei, einen weißen Hut und um den Hals eine Schnur kirschgroßer Perlen, Jetzt heißt es scheiden; noch ein Händedruck dem Prinzen und der Prinzessin Wilhelm, und langsam dampft das mächtige Eisenroß hinaus aus der dumpfen Halle in die glutstrahlende Abendsonne; brausender Hochruf empfängt und geleitet den kaiserlichen Zug bis weit über Stuttgarts Marken; fährt doch der Zug über den Rosenstein, wo noch der Festjubiläum erschallt. Es war förmlich düster geworden in der Bahnhofshalle, als ob Licht und Sonnenschein hinausgeflogen wären mit den jugendlichen Gestalten des Kaiserpaares, der Hoffnung, dem Stolz und dem Glück des deutschen Vaterlandes. Hier an dieser Stelle war mein Auge auch dem Zuge gefolgt, der den greisen Kaiser Wilhelm vor vier Jahren nach fünftägigem Aufenthalt entführte. Möchte sein geliebter Enkel noch manchemal den Weg nach Schwabens Hauptstadt finden, wo treue deutsche Herzen ihm voll heißer Begeisterung, voll warmer Liebe entgegenschlagen.





Der Bürgerkrieg in Venezuela 1892.

Für einen Durchreisenden ist es natürlich unmöglich, eine ganz richtige Auffassung von Land und Leuten zu haben. Da aber die Verhältnisse mich hier länger aufgehalten haben, als ich ursprünglich dachte, so bin ich immerhin in der Lage, einiges über die gegenwärtige Lage in Venezuela zu berichten. Daß wir uns inmitten eines recht beklagenswerten Bürgerkrieges befinden, ist bekannt, der Grund vielleicht nicht so genau. Alle zwei Jahre wählt die Republik Venezuela einen Präsidenten; nur dem General Guzman Blanco gelang es, wiederholt gewählt zu werden. Es ist undankbar und ungerecht, wenn nicht ein jeder anerkennt, daß der Regierung Guzmans das Land das zu danken hat, was es geworden ist. Daß er gewalttätig regiert hat, mit eiserner Faust, daß das Land vor ihm gezittert hat, ist wahr - aber bei jeder besseren Einrichtung in Stadt und Land heißt es: das hat Guzman getan. Doch, es würde zu weit führen, wollte ich alles für und wider anführen, ich kann nur beklagen, daß Venezuela Guzman verloren hat.

Am 20. Februar d. J. war der Zeitpunkt für den Präsidenten Dr. Anduezo Palazio gekommen, sein Amt niederzulegen. Als ganz mittelloser Mann, der in einem kleinen Häuschen zur Miete wohnte und oft kaum das tägliche Brot

hatte, bestieg er „den Thron“ der Republik. Als vielfacher Millionär, man spricht von 20 Millionen, als Besitzer eines wundervollen, ganz mit pariser Möbeln eingerichteten Stadthauses, welches er mit großer Pracht und unendlichen Kosten gebaut hat, einer Quinta zu Antimano und des Hotels Klindts, welches er vor kurzem für 200 000 Franks kaufte, hat er sich am 17. Juni nach Martinique eingeschifft. Das Gehalt des Präsidenten beläuft sich auf etwa 100 000 Franks; da aber jeder Präsident seine zweijährige Regierung mit ähnlichem Erfolg abgeschlossen hat, so begreift man, daß das Land allmählich zu der Ansicht gelangt ist, daß die Regierungszeit auf vier Jahre zu verlängern sei. Von Guzman allein, der natürlich ungeheuer reich ist, sagt man, daß er sich nie direkt an dem Staatseinkommen vergriffen, sondern daß er durch Börsenspekulationen sein Vermögen erworben hat. Vermutlich betrieb er dieselben mit dem Wahlspruch, daß der Zweck das Mittel heiligt. Beim Zusammentritt der Cortes sollte nun beschlossen werden, nachdem die Gouverneure der verschiedenen Distrikte eine darauf bezügliche Eingabe an die Regierung gemacht hatten, daß von der nächsten Wahlperiode an - also Februar 1894 - der neue vierjährige Turnus einzuhalten sei. Dr. Anduezo aber meinte, zum Wohle des Landes und seiner eigenen Interessen sei es besser, diesen Turnus gleich einzuführen. Aus diesem Grunde verweigerte er es, die Regierung niederzulegen. General Crespo stellte sich an die Spitze der damit Unzufriedenen und sammelte sofort eine Schar Getreuer, mit denen er nun Anduezo den Krieg erklärte. Bis Anfang Juni blieb es bei beständigen Plänkeleien; Crespo hatte weder Waffen noch Munition, die ihm aber jetzt auf Umwegen über Kolumbien oder Trinidad zugegangen sein sollen. Wohl stiegen die Preise der Lebensmittel, die ja ohnehin eine ganz horrende Höhe haben, täglich, wohl verließ ab und zu ein Trupp junger Leute die Partei der Regierung und stieß zu den Revolutionären, die sich, kaum mit Unrecht, Legitimisten nennen. Die Sache wurde aber erst wirklich mißlich, als General Monazes aus dem Osten mit etwa 2000 Mann zu Anduezo stieß. Diese Truppe ist aus dem Abschaum der Menschheit gebildet. Bezeichnend für die hiesigen Verhältnisse ist das Gerücht, an dessen Begründung niemand zweifelt, daß Monazas seinen Truppen, also den Truppen der Regierungspartei, versprochen hat, daß er

ihnen, falls sie siegten, Caracas zwei Stunden zur Plünderung überantworten würde. Sehr unbequem sind der Regierung die Kriegsschiffe der verschiedenen Nationen, die meist abwechselnd in den Häfen von La Guayra und Puerto Cabello liegen, besonders die schöne deutsche Kreuzerkorvette „Arcona“, die am 9. Juni in La Guayra eintraf.

Dem Präsidenten wurde schließlich klar, daß er sich unmöglich länger halten könne. Die Erbitterung gegen ihn stieg aufs höchste, ja man schwor, daß er Caracas nicht lebendig verlassen würde. Man wirft hier sehr gern mit hochtrabenden Worten um sich, aber die Taten lassen auf sich warten. Da Dr. Anduezo seiner Truppen durchaus nicht sicher war, so versuchte er, wie man behauptet, sich ein Asyl zu sichern, und bot wohl auch aus diesem Grunde sein schönes neues Haus dem deutschen Minister-Residenten an. Daß die „Arcona“ gerade am 16. Juni ihre Anker lichtete, um nach Puerto Cabello zu gehen, war ihm gewiß recht unangenehm. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß er seinen Abgang schneidig ins Werk setzte. Am 16. nachmittags verabschiedete er sich durch Karte oder Depesche von den verschiedenen Vertretern und seinem Bekanntenkreise. Unter allerdings starker Bedeckung verließ er am 17. früh 7 Uhr Caracas unter dem klingenden Spiel der Besatzung und schiffte sich um 9 Uhr auf dem „Liberador“ ein, der 21 Salutschüsse abgab. Wie ein Triumphator und nicht wie ein Flüchtling verließ Dr. Anduezo Palazio sein Vaterland, das er durch sträflichsten Leichtsinns in wilden Aufruhr und Bruderkampf gestürzt hatte. Das irdische Gericht hat ihn entschlüpfen lassen; wie er aber vor dem höchsten Richter das Blut verantworten kann, das jetzt täglich fließt, wie er es verantworten kann, daß Handel und Wandel stockt, daß tausende von Familien in die bitterste Not gestürzt sind, das muß er allein wissen. An Bord des „Liberador“ hat der Präsident die Regierung niedergelegt in die Hände des Vizepräsidenten Dr. Tell Villegas. Dadurch verbesserten sich aber die Verhältnisse nicht im geringsten. Noch zurzeit Anduezos war der Gouverneur Carvajal zurückgetreten; an seine Stelle kam Mijares, ein Mensch, dem man alles, was rohe Willkür, Grausamkeit und Gemeinheit ist, zutrauen kann. Erbarmungslos ließ er zu Soldaten pressen, was nur irgend

dazu geeignet schien. Nachts drangen seine Schergen in die Häuser, um die jungen Leute wegzuführen, und die Vertreter der fremden Mächte hatten vollauf zu tun, ihre Landsleute seinen Krallen zu entreißen. Wohl bemerkt muß aber werden, daß in dem Land der Freiheit und Gleichheit nur der arme Mann solchen Zwangsmaßregeln unterworfen ist; der feine Rock und Hut schützen den Träger, mag er sonst noch so gut zum Soldaten passen. Ueberhaupt ist es sehr lehrreich, in einer freien Republik zu leben, und man kann nur allen denen, welchen der Zügel im lieben deutschen Vaterland zu straff gezogen vorkommt, raten, hierher auszuwandern. Bei den Kaufleuten drangen Mijares Sendlinge ein und forderten hier einige hundert Cobichas (es sind dies dunkelblaue, mit rotem Fries gefütterte Decken, die in der Mitte eine Oeffnung zum Durchstecken des Kopfes haben und die zugleich als Mantel und als Decke dienen), dort Sättel oder alpargates, die sandalenartigen Schuhe der niederen Bevölkerung. Auf diese Weise wurden etwa 800 Mann neu bekleidet. Die Kaufleute erhielten wohl Scheine, doch ist es fraglich, ob sie je Geld dafür empfangen werden.

Man hätte glauben sollen, daß mit der Flucht des Präsidenten Anduezo Ruhe und Friede wiederkehren würden. Mit nichten, die Lage wurde immer drohender. Ende Juni erwartete man täglich, daß Crespo nach Caracas vordringen und dasselbe belagern würde. Der kaiserliche Minister-Resident Graf Kleist-Tychow, der in Antimano, der höher und dadurch gesünder als Caracas gelegenen Sommerfrische, die Quinta des General Guzman-Blanco bewohnte, mußte auch plötzlich seinen dortigen Aufenthalt abbrechen und eine einstweilige Wohnung in Caracas beziehen. Nicht nur, daß ein Schwarzer die Kinder des Grafen anfallen wollte und den Koch, der dazwischentrat, mit der Macheta, dem säbelartigen Messer, welches hier jeder führt, durch einen Hieb über die Schulter schwer verwundete; auch die Regierungstruppen belästigten den deutschen Vertreter, obgleich dieser, wie alle übrigen Gesandtschaften, die Landesflagge gehißt hatte. Völkerrecht ist diesen Truppen nicht bekannt. In anderen Ländern wird selbst in einer fremden Gesandtschaft den Truppen der Regierung gewiß gern Obdach bei schlechtem Wetter gewährt. Hier ist dies ausgeschlossen. Es ist unmöglich,

zu erzählen, wie sich gerade die „hohen Offiziere“, die in der Gesandtschaft Einlaß begehrten, alsdann betrogen. Die Mannschaften sind fast besser als ihre Anführer. Unter den Generalen sind mehrere, die von Freund und Feind gleich gefürchtet werden. Man traut ihnen geradezu das Schlimmste zu. Caracas selbst bot in jenen Tagen das Bild einer Stadt, die sich festlich geschmückt hatte, - ich sage hatte, denn, die frohe Aufregung vor dem Fest fehlt. Dennoch geben die zahllosen Flaggen ein festliches Gepräge, fast jeder Ausländer hat seine Nationalflagge gehißt, und es sind die spanischen und die deutschen Farben, die sich überwiegend zeigen. Tagelang wagten sich weder die Droschken noch die Carreten (Lastwagen) heraus, denn der Gouverneur nahm Pferde, wo er ihrer habhaft wurde. Die größeren Geschäfte hatten die Läden geschlossen, und gedrückt schlich ein jeder durch die Straßen. Aber Crespo kam nicht und verlor durch dieses Zögern eine Menge Anhänger. Es vermag hier niemand zu sagen, die Verhältnisse liegen so oder so. Selbst die ganz offiziellen Nachrichten sind unwahr; es sind alles Bolas, so nennt man das hier, was man bei uns Ente heißt. Endlich wurde gemeldet: Dr. Rojas Paul kommt. Rojas Paul hat eine für Venezuela nicht sehr glückliche Regierungszeit als Präsident hinter sich, dennoch sah man in ihm als Crespos Verbündeten den Friedensstifter, und so jubelte man ihm entgegen. Während das Volk bei seiner Ankunft in Caracas von La Guayra, wohin er von Trinidad gekommen, seinen Wagen vor Begeisterung ausspannte, glaubte sonst niemand ernstlich an eine baldige Klärung der Sachlage. Crespo hat bis jetzt alle Friedensvorschläge abgelehnt; er verlangt die Räumung der Hauptstadt und den Zusammentritt der Cortes unter seiner Leitung. In den ersten Tagen des Juli waren einige Tage Waffenstillstand, denen dann einige sehr blutige Treffen folgten. Man sah und hörte den Kampf von Caracas aus. Als nämlich die Regierung einen Parlamentär abschickte, wurde dieser von dem Regierungsgeneral Monazes aufgehalten; der Brief des Kriegsministers wurde ohne weiteres von ihm zerrissen, und er ließ den Kampf zwei Stunden vor Ablauf des Waffenstillstandes beginnen, was natürlich größte Erbitterung beim Gegner hervorrief. Es ist eine müßige Betrachtung, was wohl einem deutschen General für eine derartige Handlung zuteil geworden wäre, die bei einem solchen ja undenkbar ist. Hier kostete es

nur Hunderten das Leben, und der General kann ungestraft bei nächster Gelegenheit das Gleiche wiederholen. Seitdem Rojas Paul da ist, werden immerfort Verhandlungen betrieben, bis jetzt gänzlich erfolglos. Wohl hieß es, daß Crespo nicht angreifen konnte, weil er nicht genügend Waffen hatte, die er aber seitdem erhalten haben soll. Alle drei bis vier Tage wird gemeldet: morgen zieht Crespo ein, dann kommen wieder Berichte von Kämpfen, aber wenn ein Ende abzusehen ist, davon kann sich niemand ein Bild machen.

Hätte Crespo an dem Tage, nachdem Dr. Anduezo Caracas verlassen hatte, vor den Toren der Hauptstadt gestanden, wie man dies allgemein erwartete, so hätte er sie fast ohne Kampf nehmen können. Er ist leider sehr schlecht unterrichtet durch seine Anhänger in der Stadt, die ihn glauben ließen, daß er großen Widerstand finden würde, zu dessen Bewältigung seine Waffenmacht nicht ausreichte. Man sagt, daß er Caracas unbedingt schonen will. Infolge der entsetzlichen Not, die überall herrscht, hat sich Crespo auch wieder mehr ins Innere zurückziehen müssen. Seinen Truppen fehlte es an allem, besonders aber gingen Hunderte durch Salzangel zugrunde. Dieser Krieg, der mit dem frevelhaftesten Leichtsinne, aus Gründen gemeinsten Eigennutzes hervorgerufen ist, hat ein blühendes Land auf Jahrzehnte hinaus geschädigt. Das Andenken, das der Name Anduezo Palacio in der Geschichte dieses Landes hinterläßt, ist mit blutigen Lettern hineingeschrieben; das Bruderblut fließt durch die sonst fruchtbaren Ebenen, die jetzt verlassen erscheinen, weil die Bebauung teils tot, teils im Kriege sind. Der Handel, der im schönsten Blütestand war, liegt darnieder. Ich selbst habe es aus dem Munde von Kaufleuten gehört, daß aus den Büchern ihrer Geschäfte, die in diesem Lande fast ein Jahrhundert blühen, sich nachweisen läßt, daß das Land selbst durch die fünfjährige Revolution zu Guzmans Zeiten nicht so geschädigt worden war, wie es jetzt der Fall ist. Die Regierung übt Gewalttaten aus, welche die Einfuhr und Ausfuhr von Waren unmöglich machen. Da ihre Haupteinnahme der Zoll ist, der jetzt nichts einbringt, so ist sie bankerott. In Valencia, Ciudad Bolivar, La Vittoria herrscht fast Hungersnot; hier in Caracas steigen die ohnehin enormen Preise zu schwindelnder Höhe.

Bedenkt man, daß ein Zentner Kartoffeln 60 Francs kostet - und dabei hat das Pfund hier nur 400 Gramm - ein Pfund schlechtes Fleisch 2 bis 2 1/2 Francs, ein Pfund schwarze Bohnen, die Hauptnahrung der Bevölkerung, 75 Centimes, daß man für 1 Franc drei, höchstens vier Eier bekommt, daß ein Pfund Zucker 1 Franc, eine Flasche Milch, die so schlecht ist, daß sie in Deutschland niemand trinken würde, ebenfalls 1 Franc kostet, so fragt man sich, wie lange dies dauern kann. Ja, man findet es begreiflich, daß das Land von Diebesbanden bereits überall überschwemmt ist, und daß diese keinerlei Rücksichten kennen und mit der Macheta und der Pistole in der Hand raubend und mordend vordringen. Und selbst wenn heute der Friede geschlossen wird, so wird es Monate dauern, bis in dieser Beziehung Ordnung geschaffen ist.

Nicht allein der Krieg verwüstet jetzt das Land, ungeheuren Schaden haben die wolkenbruchartigen Regengüsse der letzten Wochen gemacht. Die Bahn zwischen La Guayra und Caracas, die einer englischen Gesellschaft gehört, leidet fast unausgesetzt an Felseinstürzen. Diese Bahn wurde unter Guzman im Accord gebaut. Die kurze Frist von neun Monaten wurde allerdings innegehalten, aber schon nach drei Monaten wurde die Bahn für Monate hindurch außer Betrieb gestellt. Daß die Arbeit flüchtig ist, sieht selbst der Laie; der Unterschied gegen die gediegene Bauart der einer deutschen Gesellschaft gehörenden „Gran Ferrocarril de Venezuela“ ist sehr groß. Diese Bahn führt von Caracas bis jetzt nach Antimano, Las Adjuntas und Los Tequés. Binnen kurzem sollte eine weitere Station, En canto, eröffnet werden, doch hat der Betrieb für einige Wochen Unterbrechung erlitten. Ungefähr ein Kilometer von Antimano, von Caracas aus gedacht, hat der Rio Guayre - in gewöhnlichen Zeiten kann man ihn fast nur Bach nennen - einen 3 bis 400 Meter langen Dammbrech verursacht. Die höheren Beamten der Bahn, die fast durchweg Deutsche sind, die Direktoren einschließlich, haben in rastloser Arbeit sofort ein Notgleis gelegt, so daß der Betrieb bis Antimano nach acht Tagen wieder im Gang war; bis Los Teques versperrten 44 mehr oder minder bedeutende Bergrutsche die Bahn, doch hofft man jetzt auch diese Strecke bald frei zu bekommen. Von Los Teques führt die Bahn

dann über Tijerias, die nächste große Station, die bis Mitte nächsten Jahres eröffnet werden soll, nach La Vittoria, wo man Ende 1893 anzulangen hofft. Von dort geht es dann über Valencia nach Puerto Cabello. Die Verbindung zwischen diesen Orten ist bereits vorhanden. Die Fertigstellung dieser Bahnstrecke wird für Venezuela von großer Wichtigkeit sein, denn sie bedeutet für den Handel und für das tägliche Leben erleichterte Zufuhr der Exportartikel und der Lebensmittel aus dem reichen Innern. Jetzt wird ja alles entweder durch die Gesellschaft der Carretero (zweirädrige Lastwagen, auf denen man aber nur sehr wenig verladen kann) oder mit Eseln transportiert. Eine Einnahme für die Aktiengesellschaft kann auch erst dann in vollem Maße sich ergeben, wenn sie im Besitz der Beförderung der Frachtgüter ist, denn der Personenverkehr ist doch immerhin gering. Daß die Preise viel höher sind, als bei uns, ist selbstverständlich. So kosten z. B. 100 Ztr. Fracht auf das Kilometer 1 Bolivar (gleich 80 Pfennig).

Doch ich bin weiter abgeschweift, als ich beabsichtigte. Vielleicht kann ich Ihnen später einiges über die wirklich interessante Bahnlinie erzählen, wenn es mir vergönnt sein sollte, den von mir geplanten Ausflug nach der deutschen Kolonie Tovar bei La Vittoria zu machen. Doch dazu gehört vor allen: Friede, und so weit sind wir leider noch lange nicht. Gerade bei Antimano hat die sonst so schläfrig aussehende Guayre große Verwüstungen angerichtet. Große Maisfelder, die in vollster Pracht dastanden, liegen dick mit Schlamm und Kies bedeckt danieder, an der Quinta Guzman Blancos hat der Fluß sein Bett um mindestens 20 Meter erweitert, indem er das ganze gegenüberliegende mit hohem Bambus besetzte Ufer fortgerissen und das dahinter liegende Maisfeld zerstört hat. Der Besitzerin dieses Feldes ist dadurch natürlich großer Schaden zugefügt, nicht nur der Mais ist hin, sondern auch der ganze Grund und Boden. Der Staatshaushalt wirft jährlich große Summen für Flußregelungen, Straßenverbesserungen u. s. w. aus, aber wer kann es sagen, wohin diese Summen fließen? Daß sie ihren Zwecken nicht übergeben werden, davon zeugen die jährlichen Ueberschwemmungen und der Zustand, in dem sich die Landstraßen befinden. So ist z. B. eine Fahrt von Caracas nach Antimano fast zum Halsbrechen, und doch wurde

mir diese Straße als die im besten Zustande befindliche bezeichnet. Erst kürzlich sagten mir sehr ruhig und nicht gehässig denkende Herren: „Bei diesem Kriege handelt es sich nicht um politische Ansichten, jeder will ans Ruder, um seine eigenen Einkünfte zu erhöhen.“ Selbst der als durchaus rechtschaffen geltende und sehr fromme alte Dr. Tell Villegas, der augenblicklich die Rolle des Staatsoberhauptes spielt, hat seit dem 16. Juni, dem Tage, wo Anduezo Palacio das Szepter in seine altersschwachen Hände legte, so viel gespart, daß er in den letzten Tagen drei Häuser gekauft hat. Wie ungeheuer genügsam man hier ist, wenn es sich darum handelt, ein Urteil über die Redlichkeit eines Präsidenten abzugeben, beweist der Umstand, daß man an Rojas Paul lobt, daß er nur die Ueberschüsse aus der Staatskasse nahm und sich an dieser selbst nie vergriff. Ich komme darauf zurück, was ich am Anfang sagte, daß ich zu kurze Zeit hier bin, um ein Urteil über Land und Leute abgeben zu können, aber das weiß ich schon jetzt, daß ein Land, das wie Venezuela ewigen Sommer hat, ein Paradies, eine Goldgrube sein müßte. Dazu gehören aber eine folgerichtige Bewirtschaftung und unter den nicht schlechten Kern der Bevölkerung ein starker Prozentsatz europäischer Arbeitskräfte. Caracas ist nur deshalb ungesund, weil seine Abflußleitungen nicht in Ordnung sind; das Klima, die Lage sind die denkbar günstigsten. Ich habe bis jetzt noch keinen Tag von übermäßiger Hitze gelitten, und war in den Mittagsstunden der Wärmegrad etwas hoch, so erfrischte man sich durch einen kühlen Abend. Die Nächte hier haben nicht annähernd die drückende Schwüle, unter der man oft in heißen Sommernächten in Deutschland leidet. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß ganz Venezuela diese herrlichen Wärmeverhältnisse hat. Es gibt selbstverständlich furchtbar heiße, ungesunde Gegenden, die aber bei der Größe des Landes leicht vermieden werden können. Eine von beiden Regierungen - und die hiesige ist darin sehr entgegenkommend - unterstützte Ansiedelung Deutscher, in bedeutendem Umfang ausgeführt, müßte ein großartiges, gewinnbringendes Unternehmen werden. Man kann es zuerst kaum begreifen, daß in diesem Lande durchaus kein Gemüse gebaut werden, Bohnen, Spargel, gelbe Rüben, alles kommt als Konserven aus Europa, der Reis über Hamburg, die Kartoffeln von dort oder aus Frankreich, selbst das

Mehl wird von Nordamerika oder den Staaten, wie man hier kurzweg sagt, eingeführt. Von Obst gibt es nur wild wachsende Ananas, Apfelsinen, Bananen und sehr gute Walderdbeeren sowie eine Anzahl Früchte, die für den europäischen Gaumen wenig Reiz haben. Aber Boden und Witterungsverhältnisse sind dem Anbau aller Erd- und Baumfrüchte günstig, es fehlt nur der Bebauer. Natürlich ist der Zoll auf Konserven sehr hoch, so daß eine Büchse Erbsen, die in Deutschland beispielsweise 1 Mark kostet, hier unbedingt auf 2 1/2 bis 3 Fracs. zu stehen kommt. Butter wird hier gar nicht bereitet, die Milch setzt keine Sahne ab; am wohlschmeckendsten, aber teurer, ist Ziegenmilch. Butter wird einzig und allein in der deutschen Niederlassung Tovar bereitet, doch nur pfundweise, so daß sie gar nicht in Betracht kommt. Es ist damit nur der Beweis geliefert, daß, wenn die Kühe richtig gefüttert werden, sie auch bessere Milch geben. Erfreulich ist, daß die Deutschen in Venezuela sehr angesehen sind. Sie verfallen nur leider hier dem gleichen Fehler wie allerwärts: sie verlieren ungemein schnell ihre Nationalität. Kaum ist ein Deutscher einen Monat da, so antwortet er sicher mit si und no; ich. möchte sagen, der Deutsche legt es darauf an, möglichst schnell in andern Nationalitäten aufzugehen. Dazu trägt unendlich viel bei, daß Protestanten wie Katholiken ganz ohne Geistliche sind. Während aber die letzteren immerhin den Gottesdienst besuchen können, fehlt den Protestanten jeder kirchliche Zuspruch, jedes kirchliche Zusammenhalten. Es ist das ein Mangel, der sich in der gesamten deutschen Niederlassung fühlbar macht und dessen Abhilfe sehr zu wünschen ist.

Die Kriegstragödie, die gewissermaßen als Posse begann, und an deren Ernst im Anfang niemand glauben wollte, ist zu Ende. Wenigstens hat es den Anschein danach, da aber hier alles unberechenbar ist, so kann ebenso gut nur der Vorhang über einen Akt gefallen sein. Das Land allerdings selbst ist erschöpft, kriegsmüde. Nach dem 20jährigen Frieden hat es diesen Krieg schwerer empfunden, als die früheren, waren ja doch auch die Schrecknisse, die Gewalttaten, wie jeder sagt, der das Land seit 40 Jahre" und mehr kennt, größer denn je zuvor. Das Land wird auf zehn Jahre hinaus an den Folgen zu tragen haben. Es kommt nur darauf an, ob die Verbannten, wie die Generale

Sarria, Monazes, Pulido, Dr. Rojas Paul u. s. w., genügende Mittel und Verbündete im Lande haben, um nach kurzer Pause den Kampf von neuem zu beginnen, und ob sie gemeinsame Sache machen werden.

Am 6. Oktober gegen 5 Uhr verließ Dr. Villegas Palido, der letzte Präsident ad interim, mit Sonderzug flüchtend, Caracas, nachdem er vorher seine Minister und die Truppen auf den Weg nach La Guayra gebracht hatte. Von Stunde zu Stunde wurde der Einzug der crespistischen Truppen erwartet. Es war kein Wunder, daß sich bald Rotten bildeten, die von Straße zu Straße zogen und Lynchjustiz an den Häusern des Expräsidenten Andueza Palacio, seiner Nachfolger und Anhänger übten. Die Bureaux der Organe der Regierung, der „Oppinion national“ und des „Granucho“ wurden gestürmt und noch nach acht Tagen watete man auf dem Bolivarplatz in Makulatur. Die Druckerpressen und alle Instrumente wurden in Stücke geschlagen, und von den Häusern selbst stehen nur die kahlen Wände. In das Arsenal wurde eingedrungen, und bald sah man Hunderte von jungen Leuten und Knaben mit Gewehren und Munition beladen abziehen. Schüsse wurden hier und dort abgefeuert, denen harmlose Menschen zum Opfer fielen. Von Stunde zu Stunde wuchs die Aufregung, bis gegell 8 1/2 Uhr die ersten Truppen einrückten. Sofort wurden die Straßen, durch Patrouillen von den herumziehenden, johlenden, plündernden Banden gesäubert. Die Soldaten wurden vom Himmel unterstützt, denn gegen Mitternacht begann einer jener tropischen Regengüsse, denen fast nichts stand hält. Das palastartige Haus Anduezas bot einen traurigen Anblick. Türen und Fenster waren eingeschlagen, die kostbaren Möbel und Tapeten zerrissen und zertrümmert, ein Häufchen Tasten war der Rest eines herrlichen Steinway. Mit größter Unbefangenheit sah man ganz anständig gekleidete Leute Möbel forttragen, vermutlich geleitet von dem Gedanken: wie du mir, so ich dir. Doch muß man immerhin der Bevölkerung von Caracas das Zeugnis ausstellen, daß sie sich unvergleichlich besser in dieser kritischen Lage benommen hat, als es in Europa der Fall gewesen wäre. Man muß bedenken, welche Aufregung und Erbitterung schon lange herrschte, und dazu kam der Umstand, daß die Stadt während fast vier Stunden ohne jede für die Sicherheit sorgende Behörde

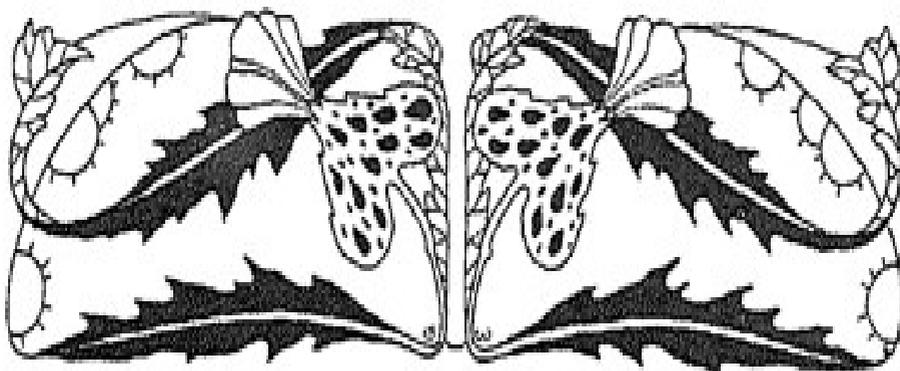
war.

General Crespo, der am 7. gegen 10 Uhr morgens einzog, wurde trotz des furchtbaren Regens mit unsagbarer Begeisterung begrüßt. Caracas war von einem wahren Freudentaumel ergriffen. Allmählich kehren Ruhe und Ordnung ein. General Crespo hat die meisten Häuser der früheren Regierung als Kasernen eingezogen. Auch beabsichtigt er, alle jenen Leuten gehörenden Güter zu beschlagnahmen und damit Reklamationen zu begleichen. Eifrig arbeitet man an der Ausbesserung der Straßen, deren Zustand allerdings jeder Beschreibung spottet. Der entsetzliche Regen vom 7. Oktober hat einen Schaden von Millionen verursacht. In Caracas selbst stürzte die schöne Puerto de Hierro, die eiserne Brücke, ein; die Bahnen von La Guayra hierher und die Gran Ferrocarril de Venezuela (die deutsche Bahn) haben bis zum 23. den Verkehr einstellen müssen. In Antimano ist die große Eisenbahnbrücke einfach fortgewaschen durch die wilden Wogen der sonst so zahmen Guayra. Am Sonntag, den 9. Oktober, passierte General Martin Vegas mit seinen Truppen Antimano. Als persönlicher Feind Guzmans benutzte er diese Gelegenheit und gab Befehl, die schöne Quinta Guzman zu zerstören. Noch vor kurzem wehte die deutsche Flagge schützend über diesem Dache, doch um die Unverletzlichkeit der Flagge keiner Gefahr auszusetzen, gab der deutsche Vertreter seine Wohnung dort auf, was sich als sehr gute Maßregel erwies. Wer konnte dafür bürgen, daß die Leute, die seit Monaten in den Llanos und den Bergen gelebt, Rücksichten auf eine fremde Flagge nehmen würden in dem Augenblick, da sie als Sieger einzogen. Hat sich ja doch die vorige Regierung nicht entblödet, die Konsuln mehrerer europäischer Regierungen, die zugleich Vertreter größerer Häuser sind, während mehrerer Stunden in Haft zu halten. Es wäre dem Lande zu wünschen, daß ihm für Jahre hinaus eine geordnete Regierung gesichert würde. General Crespo, der sich Jefe del Poder Ejecutivo (Chef der ausführenden Gewalt) nennt, beabsichtigt, die Cortes zusammen zu berufen und mit ihnen eine neue Konstitution zu schaffen. Es ist dies gewiß das beste, denn derjenige, der das Geschäft des Aufräumens übernommen hat, tut gut, das gleich von Grund aus zu besorgen. Täglich werden neue Ernennungen bekannt gemacht; die Wahl

des Sennor Rojas zum Minister des Auswärtigen hat angenehm berührt. Rojas spricht englisch und französisch und hat Venezuela bereits im Auslande vertreten.

Am 26. Oktober fand zu Ehren Crespos ein großes Konzert im Theater Municipal statt. Der 28. Oktober ist für Venezuela als Namenstag von Simon Bolivar an und für sich ein Freudentag; diesmal aber war er es ganz besonders, da die Feier von Crespos Besitzergreifung damit vereinigt wurde. In der Kathedrale feierte man ein Hochamt mit Tedeum. Die Bank von Venezuela gab alsdann dem Sieger und Befreier ein Bankett, dem sich ein Ball anschloß, Die Ausschmückung der Festräume mit Blumen kostete allein 3000 Pesos oder 12 000 Franks. Man treibt mit Blumen hier einen ganz unerhörten Luxus, und die Preise derselben sind enorm. Die Gesamtkosten des Balles werden auf 10 000 Pesos, also auf 40 000 Franks geschätzt.





Aus Politik und Gesellschaft Venezuelas.

Caracas, 25. Januar 1893.

Die heimatlichen Zeitungen melden von großer Kälte und Schnee. Nur schwer kann man sich dies hier vergegenwärtigen, hier, wo die Temperatur das ganze Jahr ziemlich dieselbe ist. Seit Ende November haben wir kühlere Morgen und Abende, auch ist die trockene Zeit eingetreten, zwar noch nicht im vollen Umfang, denn grade in der Weihnachtszeit hatten wir öfters Regen. Die Mittagsstunden sind aber immer sehr warm. Immerhin ist die Witterung hier stets angenehm, denn in Caracas kann man kaum darüber klagen, daß es je unerträglich heiß ist. Seit einigen Monaten ist die Stadt aber entschieden ungesund, und es kommen sehr häufig Fälle von gelbem Fieber vor, wie überhaupt allerlei böses Fieber herrscht. Die Fieber mögen wohl durch die Straßenverbesserung entstehen. Seit Monaten befanden sich die Straßen in entsetzlichem Zustande, jetzt wird allenthalben das Pflaster aufgerissen und ausgebessert. Durch den oft wochenlangen Wassermangel im letzten Sommer hat der Schmutz und die Unsauberkeit in jeder Richtung die größte

Ausdehnung genommen, und so werden vermutlich bei der neuen Pflasterung ganze Bazillenherde bloßgelegt.

Das Jahr 1892 hat verhältnismäßig ruhig geschlossen, nachdem vom März bis Oktober der Bürgerkrieg das blühende Land verheert hatte. Das Land war aufs äußerste erschöpft, gänzlich kriegsmüde. Schon im November hatten die hier vertretenen Mächte General Crespo als das Haupt der Regierungsgewalt anerkannt, nach und nach wurden die Truppen entlassen, obgleich noch nicht alle Provinzen sich ergeben hatten. Erst gegen Ende Dezember kehrten die letzten Generäle zurück, und als Neujahrs Geschenk verkündete General Crespo durch einen Aufruf dem Lande den Frieden.

Am 1. Januar fand im Gelben Hause ein glänzender Ball statt, zu dem das diplomatische Korps in Uniform mit Damen und ein großer Teil der Caracaneser Gesellschaft geladen war. Der Ball war für hiesige Verhältnisse ganz außergewöhnlich gut arrangiert und hätte jedem Hofmarschallamt Ehre gemacht. Die Kosten beliefen sich auf 110 000 Fr., eine Summe, die dem Europäer ungeheuerlich erscheint. Ein Teil der sogenannten „bessern Gesellschaft“ hielt sich schmollend zurück, doch glaube ich nicht, daß General und Frau Crespo es überhaupt bemerkten. Beide empfangen sehr liebenswürdig die angekommenen Gäste; obgleich dem General, der sonst um 9 Uhr abends im Bette liegt - allerdings um 5 Uhr schon wieder auf den Beinen ist - Gesellschaften ein Greuel sind. Er ist weder Feinschmecker noch Trinker, so daß er sich nicht einmal durch derartige Genüsse für das gesellschaftliche Opfer schadlos halten kann. Die Musik war ausgezeichnet, es war dieselbe, die der General während des Krieges bei sich hatte; sie habe, so sagte er mir stolz, als ich meine Anerkennung aussprach, bei allen „Schlachten“ gespielt. Auch Reden zu halten liebt der General nicht, und deshalb mußte man es besonders hoch anrechnen, daß er, wenn auch ganz kurz, so doch selbst das Hoch auf die befreundeten Monarchen, Länder und ihre anwesenden Vertreter ausbrachte. Marquis Monclar, der französische Gesandte und augenblicklich Doyen des diplomatischen Korps, dankte im Namen der Kollegen in fließendem Spanisch. Ein Ball hier macht nicht den Eindruck dessen, was man bei uns unter einem Ball versteht. Den Tanzenden

wird nicht ein eigener Raum vorbehalten, sondern die Paare drehen sich langsam, doch immerhin graziös zwischen den Zuschauern hindurch in allen geöffneten Räumen, deren Boden natürlich mit Teppichen belegt ist. Man findet die hiesige Tanzart sehr schön - für das Klima mag sie ja geeignet sein - aber es liegt so gar kein Temperament in diesen Bewegungen. Man wird vom Zusehen schläfrig. Sehr beliebt ist das paarweise Auf- und Abwandeln durch die Räume. Eigentümlich ist, daß der Venezolaner, der abends stets im offenen Wagen fährt - die Damen im Ball-, ja, sogar im Hochzeitskleid -, um keinen Preis am Nachmittag das Wagenverdeck zurückschlägt. Da fahren Herren und Damen entweder in geschlossenen Landauern oder in Halbwagen, deren Verdecke möglichst tief gehen. Während man es unpassend findet, auf dem Bock zu sitzen oder auf dem Rücksitz einer Viktoria, sitzen oft 3 - 4 Menschen im Wagenfond.

Ob die politische Lage nun nach all den Opfern des Bürgerkrieges gesichert ist, ist eine Frage, die fast nicht zu beantworten ist. Die größte Klippe ist die finanzielle Bedrängnis, in der sich die Regierung befindet. Es wird wenige geben, die an den rechtschaffenen Absichten des Generals Crespo zweifeln. Daß er von 1884 - 86 Präsident war, ist ja bekannt, ebenso, daß seine Regierungszeit eine unglückliche war. Crespo war damals ein Parteigänger Guzman Blancos. Dieser setzte ihn auf den Präsidentenstuhl mit der Bedingung, daß Crespo in seinem Sinne handle, so daß er eigentlich nur dem Namen nach Präsident war. Daß er auch darin dem Beispiel seiner Vorgänger folgte, daß er seine pekuniären Verhältnisse, die übrigens auch vorher sehr gut waren, verbesserte, ist unleugbar. Nach Ablauf seiner Regierungszeit ging Crespo ins Ausland; er reiste, und zwar mit Nutzen. Er hat seitdem erkannt, wie schlecht er seine Sache damals gemacht hat, und ist von dem festen, ernstesten Willen durchdrungen, es jetzt besser zu machen. Als Auswärtigen Minister berief er Pedro Ezehiel Rojas, einen durchaus rechtschaffenen, erfahrenen Mann, der viel gereist ist und auch leidlich englisch und französisch spricht. Weniger glücklich war die Wahl Pietris als Finanzminister und Silva Gandolphis als Unterrichtsminister. Ersterer stammt von korsischen Eltern ab und kann den Abenteurer nicht verleugnen.

Letzterer wird von anständigen Leuten seines Vaterlandes verachtet. Warum Crespo diese beiden wählte, läßt sich nur dadurch erklären, daß er sie für die während des Krieges geleisteten Dienste belohnen wollte. Pietri ist ein Mann, der selbst nicht vor den gewagtesten Finanzoperationen zurückschrecken wird, Operationen, denen möglicherweise der ganze Handel und die Wohlfahrt Venezuelas zum Opfer fallen. Noch immer ist die diplomatische Schuld vom Mai 1892 nicht gezahlt, die Beamten erhalten halbes Gehalt, weil das bare Geld fehlt, die Regierung aber kauft täglich Häuser auf und bezahlt sie in Gold und verteilt sie als Geschenke an ihre Anhänger. So hat z. B. Pietri eines für 400 000 Fr. und General Caravagno eines für 150 000 Fr. erhalten.

Es ist natürlich, daß die Stimmung im Lande dadurch nicht gebessert wird. Hier und dort hört man denn auch wohl schon sagen: „Nun, in zwei bis drei Monaten geht's wieder los.“ In wenigen Wochen laufen die Tage ab, die Crespo als Frist gesetzt hat für die Forderungen, die das Land zu stellen hat für die durch seine Truppen verursachten Schäden. Er hat gesagt, daß diese Forderungen eingelöst werden. Dann aber haben die auswärtigen Vertreter in erster Linie die Tilgung der seit Monaten fälligen diplomatischen Schuld zu verlangen und jetzt sind die Forderungen in Vorbereitung für den Schaden, den die vorige Regierung verursacht hat. Zahllose Menschen sind durch sie zugrunde gerichtet worden, meist Fremde, denn Venezuela muß, um die unendlichen Flächen Landes urbar zu machen, soviel als möglich Ausländer ins Land ziehen. Die spanische Kolonie allein beläuft sich auf Tausende, meist kleine Leute, Ackerbauer, die mit größtem Fleiß sich einige Kühe, vielleicht ein Pferd, erworben hatten und denen die Truppen alles genommen haben, so daß die armen Menschen fast Hungers sterben. Man sagt, Pietri habe den Ausspruch getan, kein einziger Bolivar würde gezahlt werden; wäre dem so, so werden dies hoffentlich die in Venezuela beglaubigten Vertreter der Mächte nicht zulassen. Der Augenblick wäre ungemein günstig, um einem Lande wie Venezuela, das Anspruch auf Zivilisation macht, zu zeigen, wie man in solchen Ländern verfährt. Durch ein gemeinschaftliches scharfes Vorgehen der sämtlichen dabei interessierten Mächte würde Venezuela die

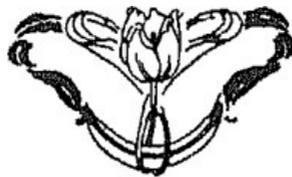
Erfahrung machen, daß ein so blutiger und folgenschwerer Krieg, wie der letzte war, nicht ungestraft geführt werden kann. Nicht nur den hier lebenden Fremden, dem Lande selbst wäre damit gedient, wenn es der Möglichkeit entzogen würde, der Spielball persönlicher Interessen zu sein. Bedauerlich ist es immer, wenn die Länder nur durch Konsuln vertreten sind, die selbst mit dem besten Willen in größern Fällen nicht nachdrücklich handeln können. So z. B. wurde am 15. Dezember v. J. der Ingenieur Baier, angestellt bei der großen venezolanischen Eisenbahn (einem deutschen Unternehmen), auf ganz scheußliche Weise meuchlerisch ermordet und erlag am 18. seinen Wunden. Der deutsche Vertreter drang sofort auf die Gefangennahme des Mörders und setzte es auch durch, daß der Jefe Zivil gleichfalls eingesperrt wurde, da er in jeder Beziehung dem Mörder behilflich gewesen. Leider stellte es sich später heraus, daß Baier wohl Deutscher von Geburt, aber naturalisierter Oesterreicher ist. Dem österreichischen Konsul ist es natürlich unmöglich, so nachdrücklich in dieser traurigen Sache zu wirken wie einem diplomatischen Vertreter, und so wird allgemein befürchtet, daß eine weitere Genugtuung oder Bestrafung nicht zu erlangen sein wird. Es wäre dies höchst bedauerlich, da es seit zwei Jahren bereits der zweite Fall ist.

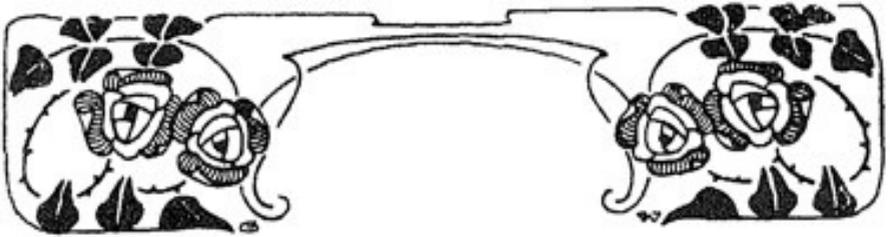
Gegenwärtig spricht man viel von der Abendgesellschaft, die der deutsche Vertreter zu Kaisers Geburtstag gibt. Obgleich das an und für sich ein Ereignis ist, das naturgemäß zum Zusammenschluß der Deutschen im Auslande führen sollte, so ist es doch in Caracas seit fast 20 Jahren das erste derartige Fest. Die Vorgänger des jetzigen Ministerresidenten waren unverheiratet. Die deutsche Kolonie hält leider wenig zusammen, und es wird daher freudig begrüßt, daß der Geburtstag des Kaisers sie einmal vereint. Ein hoffentlich recht wirksames und dauerndes Bindemittel wird die geplante Gründung einer protestantischen Kirchengemeinde werden. Auf Anregung des Ministerresidenten, der von den meisten Mitgliedern der Kolonie recht gut unterstützt wurde, ist der Zusammentritt zur Gemeinde am 4. Januar erfolgt. Wie ich höre, hat die junge Gemeinde den Grafen Kleist, der zum Ehrenvorsitzenden gewählt wurde, beauftragt, den Kaiser zum 27. Januar in ihrem Namen zu beglückwünschen. Vorläufig empfindet die

Gemeinde recht fühlbar den Mangel eines deutschen protestantischen Geistlichen. Die venezolanische Regierung ist dem Unternehmen sehr günstig gesinnt, was natürlich ist, da man große Einwanderungspläne hat und das deutsche Element sehr gern gesehen ist. Man ist damit beschäftigt, ein neues Einwanderungsgesetz auszuarbeiten, doch bietet auch diese Fassung noch so wenig Sicherheit, daß die Regierungen, deren Untertanen dabei in Frage kommen, falls nicht große Abänderungen gemacht werden, wohl schwerlich ihre Unterstützung zusagen werden. Ohne diese ist die Einwanderung aber von keinem Nutzen für Venezuela. Am 1. Mai tritt die konstituierende Versammlung zusammen. General Crespo hat die verschiedenen Provinzen ausgefordert, Abgeordnete zu senden, um dem Lande eine neue Verfassung zu geben. Es war dies das einzig Richtige, denn wer es übernimmt, einen unordentlichen Haushalt zu ordnen, der tut am besten, das Haus von Grund aus zu räumen. Hätte Crespo sich jetzt zum Präsidenten aufgeworfen, so hätte er nach der jetzt bestehenden Verfassung nur bis zum 21. Februar 1894 im Amte bleiben können. Die Konstituente wird nun die mindestens vier Jahre dauernde Regierungszeit für einen Präsidenten festsetzen und den General Crespo bis zum Zusammentritt der neuen Cortes, die im Februar 1894 stattfinden wird, als einstweiliges Staatsoberhaupt bestätigen. Auf diese Weise würde vom 6. Oktober 1892 ab gerechnet, dem Tage, wo der General in Caracas einzog, bis zum 21. Februar 1898 Venezuela durch Crespo regiert werden. Wenn der General bei seinen guten Absichten bleibt, so könnte man dem Lande zu dieser Aussicht nur Glück wünschen, denn der persönliche Eindruck, den General Crespo macht, läßt sich nicht anders als gewinnend und Vertrauen erregend bezeichnen. Crespo ist groß und stattlich, in Uniform, die er aber nur bei besondern Gelegenheiten trägt, erscheint er schwerfälliger, als er in Wirklichkeit ist. Der weiße Panamahut gehört zu seiner Persönlichkeit wie der Schlapphut zum Fürsten Bismarck. Seine Gesichtsfarbe ist ziemlich dunkel, weshalb denn auch manche spöttische Vermutungen über seine Abstammung laut werden. Doch honni soit qui mal y pense - zum mindesten würde er das Schicksal der meisten seiner Landsleute teilen, und ich glaube, daß die Zahl derer ziemlich gering ist, die man bei einer Prüfung auf Mischblut rein

befände. General Crespo hat ein ungemein sympathisches, mildes Auge, groß und dunkel, und sein Blick berührt angenehm. Er ist ruhig und würdevoll in seinem Auftreten und es fällt günstig auf, daß er weder die geschraubte Redeweise seiner Landsleute hat, noch die den meisten Venezolanen eigene Geziertheit. Ihr Ideal ist meist, für einen Boulevardier reinsten Wassers zu gelten, wobei aber gewöhnlich nur der Rastaquouère herauskommt. Ebensowenig wie General Crespo Anspruch darauf macht, ein Weltmann zu sein, beansprucht seine Gattin, als Weltfrau zu gelten. Sie ist eine einfache, liebenswürdige und sehr verständige Frau, die in erster Linie Frau und Mutter ist. Ihren Mann verehrt Frau Crespo wie eine Gottheit, und sie ist ihm zuliebe Politikerin geworden. Durch ihre Hand liefen während des Krieges alle diejenigen Fäden, die Crespo mit seinen Anhängern im Lande und in der Hauptstadt verbanden. Ihr Einfluß wird stets als ein überaus günstiger geschildert, und da Frau Crespo große Abneigung gegen Pietri hat, so ist zu hoffen, daß sie auch darin günstig wirken wird, daß dieser böse Geist aus Crespos Nähe entfernt werde. Jedenfalls kann das Haus Crespos als Muster eines glücklichen Familienlebens gelten, was in diesem Lande, wo die Verderbtheit schon im Kindesalter beginnt, nicht hoch genug anzuerkennen ist.

Man kann bei alledem nur wünschen, daß es Crespo gelingen möge, durch eine sichere und Vertrauen erweckende Finanzoperation seine Stellung dauernd und bald zu befestigen. Geschieht dies nicht, so kann freilich ein Umschlag nicht ausbleiben.





Erinnerungen an Venezuela.

1902.

Venezuelas Glanzzeit war die Epoche, als Guzman Blanco Präsident war. Er verstand es nach Ablauf der damals festgesetzten Regierungszeit von zwei Jahren, bis zu seiner Wiederwahl den Präsidentenstuhl mit seinen Anhängern zu besetzen, so daß ihm die Präsidentschaft jedesmal ziemlich gesichert war. So stammen denn auch alle Einrichtungen für bessere Verkehrsmittel, Straßenbauten, Konzessionen für Eisenbahnen, Brückenbauten, das Teatro Guzman Blanco usw. aus dieser Zeit. Guzman Blanco - „el elustre americano“, wie ihn seine Landsleute gerne nennen - hat es wenigstens verstanden, Geld unter die Leute zu bringen, das Land zu fördern und sich dabei selbst nicht zu vergessen. Fast alle seine Nachfolger haben aber nur an eigene Bereicherung gedacht und das Land und die Staatskasse dem eigenen Nutzen geopfert.

Als ich im Frühjahr 1890 nach Venezuela kam, war Dr. Andueza Palacio Präsident. Ehe er zu seiner Würde emporstieg, bewohnte er ein kleines Mietshaus und lebte in den denkbar einfachsten Verhältnissen. Kaum war ein Jahr verflossen, so erhob sich in einer der oberhalb der Plaza Bolivar gelegenen Straßen ein stolzer Palast. Jeder aus Frankreich kommende Dampfer brachte neue Wagenladungen prachtvoller Möbel, Teppiche usw. Aber zwei Jahre sind eine kurze Frist, und so beschloß Dr. Andueza Palacio,

durch die Kortes eine Verlängerung der Regierungsperiode des jeweiligen Präsidenten zu erreichen. Natürlich sollte damit der Anfang gemacht werden, daß er am Staatsruder, anstatt bis 20. Februar 1892, bis 1894 bliebe. Sofort bildete sich eine Gegenpartei unter General Crespo - jeder besser situierte Mensch, der nicht Kaufmann ist, ist Doktor oder General - und so brach im März 1892 wiederum eine Revolution aus, die im Herbst desselben Jahres damit endete, daß Crespo als Sieger einzog. Als ich zum ersten Male nach Venezuela kam, war der deutsche Vertreter, Herr Peyer, der aber im März 1892 durch den Grafen Kleist-Tychow ersetzt wurde. Herr Peyer war zehn oder zwölf Jahre Ministerresident in Caracas, Junggeselle und lebte ziemlich still und zurückgezogen, so daß die deutsche Kolonie es als angenehme Abwechslung empfand, daß der neue Vertreter seine Familie mitbrachte und dadurch wieder reges Leben in der Geselligkeit erweckte. Holland sowohl als England hatten zurzeit ihre diplomatischen Beziehungen zur venezolanischen Regierung abgebrochen, und die Interessen ihrer Landesangehörigen wurden durch Deutschland vertreten. Zur Wahrung derselben hatten sowohl Deutschland, England, Holland als auch Frankreich und Amerika Kriegsschiffe entsendet, die denn auch abwechselnd in den venezolanischen Häfen die Flagge zeigten. Sehr gern suchen die sich nicht mehr sicher fühlenden Präsidenten auf den fremden Kriegsschiffen ein Asyl, wodurch manchmal für die betreffenden Regierungen unliebsame Folgen entstehen. Wir Deutsche waren daher herzlich froh, als wir hörten, daß die „Arcona“ von der Gesandtschaft aus plötzlich nach Puerto Cabello gesandt wurde. Dr. Andueza konnte nur noch der am Horizonte verschwindenden „Arcona“ einen sehnsüchtigen Blick nachwerfen. Zum Glück gab's damals noch keine drahtlose Telegraphie! Es gelang aber dem Präsidenten in den nächsten Tagen, sich mit wohlgefüllter Kasse - man schätzt ihn auf 20 Millionen Bol. (Frcs.) - auf dem „Libertador“ einzuschiffen. Der Vizepräsident Dr. Tell Villegas versuchte, noch einige Monate sich gegen Crespo zu halten - aber auch er mußte weichen. Zwischen dem Abgange der Regierung und dem Einzuge der Crespo'schen Truppen verflossen doch ungefähr 8 bis 10 Stunden, während welcher vollständige Anarchie herrschte. Binnen 15 Minuten war die kostbare Einrichtung des Andueza'schen Palastes ein

Trümmerhaufen, und johlend, stehend und zertrümmernd zog eine Horde von einigen hundert Menschen durch die Straßen. General Crespo nannte sich bis zur Eröffnung der Kortes „Jefe del Poder Ejecutivo“ (Chef der ausübenden Gewalt); von jenen zum Präsidenten erwählt, regierte er nun fast 4 1/2 Jahre. Natürlich stand er dann sogleich an der Spitze eines Bürgerkrieges, der unter seinem Nachfolger ausbrach, und fiel, wie man sagt, von meuchlerischer Hand, in einem kleinen Gefecht.

Im Sommer 1894 verließ Graf Kleist-Tychow Venezuela, Als Geschäftsträger blieb Freiherr von Bodmann. Mit dem Jahre 1894 hatte sich der evangelische Teil der deutschen Kolonie als evangelische Kirchengemeinde von Venezuela der heimatlichen Landeskirche angeschlossen, und Pastor Ramin konnte am Neujahrstage 1894 vor einem dichtgefüllten Saal den ersten Gottesdienst abhalten. Graf und Gräfin Kleist hatten diesem Werke ihre besondere Teilnahme geschenkt. Es hieß, sie hätten sich das Zustandebringen der Kirchengemeinde als Aufgabe gestellt, und sie konnten wenigstens dies befriedigende Gefühl mit in die Heimat nehmen, daß ein guter Anfang gemacht war. In demselben Frühjahr wurde auch eine deutsche Schule eröffnet, die gleichfalls ein dringendes Bedürfnis für die Kolonie war. Die Kirchengemeinde sowie die Schule leiden naturgemäß sehr unter den unruhigen politischen Verhältnissen. Im Frühjahr 1895 kam die Kunde, daß Graf Rex zum Ministerresidenten ernannt sei. Er regte die Gründung des neuen deutschen Klubs an. Sein Nachfolger wurde Dr. Schmidt-Leda, der jetzt von dem Geschäftsträger von Pilgrim-Batazzi vertreten wird. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die größten Unternehmungen sowie die bedeutendsten Handlungshäuser in deutschen Händen sind, wenigstens waren sie es zu meiner Zeit. Am 1. Februar 1894 fand die Eröffnung der Großen Venezuela-Eisenbahn statt; zum Bau derselben hatte die Berliner Diskonto-Gesellschaft die Konzession erworben. Es handelte sich um die Strecke von Caracas nach Valencia, der im Innern des Landes liegenden zweitgrößten Stadt. Die Verbindungsbahn von dem Hafenplatz La Guayra nach Caracas ist in Händen einer englischen Gesellschaft, ebenso wie die von der Hafenstadt Puerto Cabello nach

Valencia. Wer wie ich den Bau der Bahnlinie fast von Anbeginn beobachtet hat, der weiß, mit welcher außergewöhnlichen Schwierigkeiten die Gesellschaft, bis zur Vollendung hat kämpfen müssen, Schwierigkeiten, die einesteils durch das Klima geschaffen wurden, wie zum Beispiel die Unterspülung großer Brücken und Dämme durch die wildtosenden Fluten der Guayre in der Regenzeit; dann wieder konnte das aus Europa eingetroffene Baumaterial von La Guayra wochenlang nicht befördert werden, weil Erdbeben den englischen Bahnverkehr, für Frachtgüter wenigstens, unterbrochen hatten, oder die an der Bahnstrecke arbeitenden Leute wurden von der einen oder anderen Partei zum Militär ausgehoben. Ein gutes Teil deutschen Geldes liegt da auf venezolanischem Boden, aber auch ein dauerndes Merkmal deutschen Fleißes und deutscher Ausdauer. Welcher Unterschied zwischen der deutschen und den englischen Bahnlinien! Hier alles nur für den notdürftigsten Gebrauch, dort alles abgerundet, sauber durchgeführt, wahrlich eine Ausführung, auf die wir Deutschen stolz sein können. Unser Kaiser sandte damals das Schulschiff „Stein“ zur Eröffnungsfeier, ein Beweis dafür, daß man auch in der Heimat diesem großen Unternehmen Anerkennung schenkte. Wie ich höre, ist seitdem in Caracas ein Schlachthof gebaut und in Puerto Cabello eine Bierbrauerei gegründet worden, doch kann ich nicht sagen, ob beides rein deutsche Unternehmen sind.

Schon damals, als ich hinüberkam, hatte Venezuela eine große Schuldenlast bei den verschiedenen Mächten, die durch die steten Bürgerkriege entstanden war und die naturgemäß sich immer mehr vergrößerte. Selbstverständlich wird in solchem Kriege ebenso schonungslos mit dem Eigentum der Fremden verfahren, wie mit dem der Einheimischen. Ist nun wieder einmal eine kurze Friedenszeit, so reichen die verschiedenen Regierungen die Ansprüche auf Entschädigung ein, die wiederum bei ihnen durch ihre Landesangehörige geltend gemacht worden sind. Wochen und Monate werden die Verhandlungen geführt, bis man zu dem Resultat gelangt, daß Venezuela zahlen will. Aber zwischen dem Zahlenwollen und dem pünktlichen Zahlen liegen eben oft Jahre, wodurch die Summen nicht kleiner werden. Millionen

sind es, zu denen sich wieder Millionen gesellen, und da ist es wohl begreiflich, wenn die Mächte endlich einmal die Geduld verlieren. Im Frühjahr 1895 wurde in Caracas durch die Veröffentlichung aus dem italienischen Grünbuche eine künstliche Aufregung gegen Frankreich, Deutschland, Spanien und Belgien hervorgerufen. Es wurde bekannt gegeben, daß die Vertreter dieser Länder ihren Regierungen vertrauliche Noten zugestellt hatten, die von jedem dieser Herren mit unterzeichnet waren, und in denen klargelegt war, daß die venezolanische Schuld niemals gedeckt werden würde, wenn die Mächte nicht einschritten. Da jeder neue Präsident doch nur seine Regierungszeit zur Ausbeutung des Landes zum eigenen Vorteil benutze, so sei eine Aussicht auf Umschwung zu besseren Verhältnissen gänzlich ausgeschlossen. Die Vertreter der erwähnten Mächte schlugen daher vor, daß eine Kommission ernannt würde, deren Mitglieder aus Vertretern der verschiedenen Nationen beständen, die Ansprüche an diese Schuld hätten, und dieser Kommission sollten die Zollämter unterstehen, natürlich zu dem Zweck, daß ein Teil der Zolleinnahmen zur Tilgung der Schuld abgehoben würde. Einen ähnlichen Vorschlag hat jetzt General Castro den Mächten gemacht, die ihn auch angenommen haben. Diesen Vorschlag der Vertreter bzw. dieses von ihnen den Mächten zugestellte Memorandum hatte in Abschrift auf seine Bitten der damals abwesende italienische Ministerresident auch erhalten, um es seiner Regierung ebenfalls einzureichen. Es ist nicht festzustellen, wen die Schuld trifft. Tatsache war, daß das italienische Grünbuch von 1894 dieses Memorandum publizierte. Bekanntlich werden diese politischen Uebersichten von den Regierungen unter einander versendet, das italienische Grünbuch hatte daher auch längst halb vergessen auf dem venezolanischen Auswärtigen Ministerium gelegen, als ein Zwischenfall mit dem ohnehin bei der Regierung nicht beliebten französischen Vertreter der Regierung den Einfall gab, nun diese Stelle aus dem italienischen Grünbuch bekannt zu machen. Dadurch wurde die Stimmung eine sehr gereizte, die venezolanische Regierung setzte sich auf das hohe Pferd sittlicher Entrüstung, wie man wohl daran zweifeln könne, daß Venezuela seine Schulden zahlen würde. Nattern habe man unter dem Scheine der Freundschaft an der Brust gezüchtet usw.

Der momentane Zweck wurde erreicht. Die beiden Vertreter Frankreichs und Belgiens, die sich unliebsam gemacht hatten, bekamen die Pässe, worauf sich die hochgehenden Wogen der Entrüstung sofort verliefen.

Es hat einmal jemand gesagt, die südamerikanischen Republiken seien noch nicht so weit in der Entwicklung vorgeschritten, um mit anderen Ländern diplomatische Verbindung zu haben. Dieser Ausspruch hat manches Wahre. Wenn man bedenkt, welche Männer es oft sind, die das Staatsruder führen, so kann man eben auch von ihnen absolut kein Verständnis für Verhältnisse verlangen, die durch diplomatische Vertretung bedingt sind. Bezeichnend ist folgende kleine Geschichte. Gerade der vorher erwähnte italienische Ministerresident machte den beiden Sekretären der französischen Gesandtschaft einen Besuch. Seine Droschke hatte wohl eine Stunde gewartet, und obwohl der Kutscher in den Schatten gefahren war, hatte er den Lockungen des Schlafgottes nicht widerstehen können. Die beiden jungen Herren bringen ihren Gast zum Wagen, unsanft will der eine den Rosselenker wecken, „Liudad“ - „Vorsicht,“ ruft der Italiener, „wecken Sie ihn sanft, Sie wissen nicht, ob er nicht ein zukünftiger Präsident ist . . .“ Aber auch der Verkehr mit den überseeischen landsmannschaftlichen Kolonien ist nicht so einfach, wie es vielleicht den Anschein hat. Ein guter Teil sind Leute, die fast ihr ganzes Leben drüben zubrachten, die Gewohnheiten und Ansichten des Landes annahmen, in dem sie leben, und denen es nur in Kriegszeiten bequem erscheint, die Flagge einer fremden Nationalität herauszuhängen, die ihnen oder ihren Besitz relativen Schutz verleiht. Ebenso ist der Verkehr der diplomatischen Vertreter mit den ihnen unterstellten Wahlkonsuln oft sehr schwer in geschäftlicher Beziehung. Diese Konsuln sind meist Herren, die den ersten Geschäften des Ortes vorstehen. Oft bringt eine an sie gestellte amtliche Forderung sie in Konflikt mit ihren geschäftlichen Interessen. Auch ist es für sie fast ganz unmöglich, sich in das absolute Aufgehen der Person in die Stellung des Beamten hineinzudenken. Ich meine, sie können nicht begreifen, daß der Beamte eben nur ein solcher, und kein Privatmann ist. Entstehen nun Meinungsverschiedenheiten zwischen den diplomatischen Vertretern und den

Konsuln, so nimmt die Kolonie ebenso wie der Konsul selbst an, daß der Beamte eigener Initiative folgt, und daß womöglich der Zwischenfall auf persönlichen Anschauungen und Abneigungen und Ansichten beruht. Ein Beweis dafür ist, daß ich in verschiedenen Zeitungen las, die Kolonie hätte es Herrn von Pilgrim verdacht, daß er sich so schnell auf das Kriegsschiff begeben habe. Wie konnte solcher Tadel ausgesprochen werden, da doch die beste Entlastung für den kaiserlichen Geschäftsträger die ist, daß er seine kranke Frau in Caracas zurückließ, also doch nur die diplomatischen Beziehungen auf dringend an ihn ergangenen Befehl so schnell abgebrochen hat. Wie reiflich und wie ernst solcher Schritt erwogen wird und wie persönliche Rücksichten dabei gar nicht in Betracht kommen, ist mir aus dem Sommer 1892 in der Erinnerung. Im Hafen von La Guayra lagen sieben Kriegsschiffe. General Mendoza hatte sich als Usurpator gegen Dr. Tell Villegas aufgeworfen. Die Lage war äußerst kritisch. Sämtliche Vertreter hatten die Erlaubnis ihrer Regierung in der Tasche, sich auf die Kriegsschiffe zu begeben. Von allen Diplomaten hatte nur der deutsche Minister seine aus Frau und vier kleinen Kindern bestehende Familie bei sich, aber trotz allen Drängens der Kollegen und ihrer Bedenken, daß er seine Familie eventuell großer Gefahr aussetze, blieben er und der französische Gesandte fest: „Noch müssen wir aushalten, noch dürfen wir die Handelsinteressen durch Verlassen unseres Postens nicht schädigen.“

Daß der gegenwärtige Konflikt nicht ohne schwere Schädigung des Handels enden wird, das ist ja zweifellos. Aber ebenso zweifellos ist es wohl, daß dieser Eingriff durchaus nötig war. In der Weihnachtszeit brachte der Draht die traurige Botschaft, daß die Kolonie in all den Wirren auch noch den Verlust des Pastors Schneider zu beklagen hat. Seitdem sind auch weitere Nachrichten eingetroffen, nach denen Pastor Schneider, der in Schlesien eine Pfarre hatte, ehe er durch den Oberkirchenrat nach Venezuela berufen wurde, ein Opfer des gelben Fiebers geworden ist. „Ach wirklich, gibt es auch manchmal gelbes Fieber drüben?“ heißt es oft - gelbes Fieber herrscht eigentlich unausgesetzt. Man spricht nur davon, wenn einige Fälle in bekannten Kreisen vorkommen. Es ist ja auch kein Wunder, denn die

sanitären Verhältnisse sind zu ungeordnet. Zu meiner Zeit gab es noch keinen ordentlichen Schlachthof, tagelang lagen die Eingeweide auf dem Schlachtplatz, und Hunderte von Aasgeiern umkreisten diesen Stadtteil. Wer die Verhältnisse drüben kennt und weiß, mit welchen pekuniären Schwierigkeiten und Opfern die kleine Kirchengemeinde sich hält, der weiß, daß der Tod des erwähnten Geistlichen für die Gemeinde fast eine Existenzfrage ist. Vor zwei Jahren hatte Pastor Schneider, durch das rege Interesse, das Legationssekretär von Schwerin und seine Gemahlin - dieser war damals bei der Gesandtschaft in Caracas - für die Kirchengemeinde zeigten, angeregt, einen Verkauf von Kaffee zum Besten des Kirchenkapitals veranstaltet, der auch ein sehr günstiges Resultat erzielte. Was nun wird, läßt sich gar nicht übersehen.

Es ist wunderbar, welchen Reiz das Leben drüben hat, und hat man auch oft unter recht schwierigen Verhältnissen dort gelebt, viel Undank erfahren und verhältnismäßig wenig erreicht, so sagt man sich doch heut, daß man die Erinnerung nicht missen möchte. Und trotz Seekrankheit und sonstigen Uebeln - wer weiß, hätte ich nicht jetzt den eigenen Heerd gegründet und wäre ich nicht durch die Verhältnisse zu fest an die Heimat gebunden - ich ginge gleich wieder hinüber. Und wie herrlich könnte das Land blühen und gedeihen unter einer geregelten Regierung. Welche Schätze birgt es in sich und welche üppige Vegetation hat dieses Land! Länderstrecken, vielleicht so groß wie eine der größten preußischen Provinzen, liegen un bebaut da, kaum hat ein menschlicher Fuß sie je betreten.

Ich entsinne mich des Hochgenusses eines Ausfluges mit Freunden, den ich auf den Galipan machte. Es ist dies die höchste Bergspitze zwischen Caracas und der Küste. Noch ehe die Sonne aufging, waren wir schon hoch zu Maultier unterwegs. Diesen Ausflug zu Pferde, seien es auch einheimische, zu machen, war undenkbar, passierten wir doch Stellen, wo nur der sichere Fuß des Maultiers uns tragen konnte. Rechts eine steile Felswand, links ein recht bedeutender Abhang - um nicht zu sagen Abgrund - und dazwischen der schmale Pfad, auf dem wir ritten. Und mit welcher bewundernswerten Vorsicht setzten die klugen Tiere einen Fuß nach dem anderen vor - der

Zügel in der Hand war reine Formsache. Nach anderthalbstündigem Ritt teilten sich unter uns die Wolken - Frau Sonne bot uns einen leuchtenden Morgengruß, und zu unseren Füßen in ihren Strahlen gebadet lag Venezuelas Hauptstadt. Obgleich die Residenz damals wenig über 75 000 Einwohner hatte, so bot sie doch in ihrer vollen Ausdehnung einen imposanten Anblick dar. Durch die maurische Bauart der Häuser und dadurch, daß es keine Mietkasernen gibt und auch die ärmste Familie ein eigenes Haus bewohnt, welches oft nur aus Lehmwänden und einem Stroh- bzw. Bambusrohrdache besteht, ist die Ausdehnung, der Flächeninhalt der Stadt sehr groß. Goldig leuchtete die Kuppel des Theatro Guzman zu uns hinüber, und die hohe, imposante Palmenallee ließ uns deutlich die puente di hierro (eiserne Brücke) erkennen, unter der sich die Guayre wie ein silbernes Band hindurchschlängelte. Doch bald entzog uns der bewaldete Bergweg die Aussicht auf das weite Tal zu unseren Füßen, und nun hieß es aufpassen. Bald wollte ein rauschender Waldbach uns den Uebergang verwehren, bald lagen riesige Baumstämme quer darüber, aber überall hindurch und hinüber trugen uns sicher unsere braven Saumtiere. Immer höher stiegen wir, herrlich erfrischende Luft umwehte uns; wir waren alle still geworden - der Märchenzauber des Urwaldes, durch den nur dieser schmale Weg geschlagen war, umfing traumhaft unsere Sinne. Geheimnisvoll rauschten die mächtigen Palmen, und antwortend senkten sich die langen, majestätisch sich neigenden Wedel der Farne - deren Stämme oft kaum ein Mann umspannen konnte - und von Baum zu Farn schlangen die Orchideen ihre Zweige und Wurzeln, als wollten sie eins mit dem anderen verbinden. Ueber uns rauschte ein Flug Vögel, die wir bald als grüne Papageien erkannten, und Schmetterlinge in blendender Farbenpracht gaukelten um uns her. Nach fast dreistündigem Ritt erreichten wir die Quinta des Sennor H., wo wir nach einem lukullischen Almuerzo (Frühstück) der wohlverdienten Ruhe pflegten. In den kühlen, verdunkelten Räumen waren Hängematten aufgespannt, in denen wir uns denn auch bald einem dolce far niente überließen. In Europa benützt man die Hängematten ganz anders als drüben, und da wir sie von den überseeischen Ländern entlehnt haben, so darf man wohl annehmen, daß unsere Art. der Benützung nicht die richtige ist. Die Venezolaner legen sich nämlich quer

darüber, wodurch man bedeutend freier und luftiger liegt. Nachdem wir uns vollständig ausgeruht hatten, bestiegen, wir die letzte Höhe, und unwillkürlich entschlüpfte ein Ah der Bewunderung unseren Lippen. Zu unseren Füßen dehnte sich das blaue Meer, über das sich ein ebenso blauer Himmel wölbte, Meer und Wolken ineinander verschwimmend. Das Auge vermochte kaum all die Schönheit dieses wunderbaren, fast unendlich erscheinenden Panoramas in sich aufzunehmen.

Die alte Landstraße von La Guayra nach Caracas - auf der, wenn ich nicht, irre, Prinz Heinrich noch nach Venezuelas Residenz ritt - beträgt wohl 15 bis 18 Kilometer, während der Schienenweg der englischen Bahn 38 Kilometer lang ist, Wohl mindestens dreimal so lang ist die deutsche Bahnstrecke, deren Bau bis La Vittoria (zwei Drittel des Weges), wie ich es schon erwähnte, fast ein Wunderwerk ist. Wenn man bedenkt, daß auf dieser Strecke 85 Tunnel und über 100 eiserne Brücken und Viadukte gebaut worden sind - in 1250 Meter Höhe liegt der eine Tunnel - und daß die eisernen Pfeiler bis 75 Meter hoch sind, so kann man sich schon einen Begriff davon machen, welch großartiger Bau der der Gran Ferrocarril de Venezuela ist. Und alles Material kam aus Deutschland, Zement und Eisen, die eleganten luftigen Waggons usw. Wie oft erzählten mir deutsche Ingenieure, wie Fuß für Fuß der Wildnis, dem Urwald abgerungen werden mußte und wie in den notdürftig aufgeschlagenen Nachtlagern der Brüllaffen wilder Chor ihr Schlummerlied gewesen sei. Von La Vittoria bis Valencia geht die Bahn durch die Ebene, dicht an dem Ufer des Sees von Valencia vorbei. Die Haupterzeugnisse von Venezuela sind Kaffee und Kakao, auch Zucker. Venezuela produziert außer Brasilien von den südamerikanischen Staaten den meisten Kaffee, der auch an Qualität dem anderen überlegen ist. Ganz nahe bei Caracas liegen große Kaffeehazien. Man gibt den Sträuchern meist Schattenbäume, unter denen sich jene kräftig entwickeln. Das Absammeln der Früchte ist mühsam, weil an einem Stamme reife, halbreife und unreife zugleich sind. Nächst dem Kaffee wird am meisten Kakao gebaut, und die Kultur desselben soll weniger mühsam als die des Kaffees sein. Hier hängt die Frucht gleichfalls in verschiedenen Reifestadien,

aber direkt am Stamm, was ganz eigentümlich aussieht. Die Zuckerproduktion kommt für den Handel gar nicht in Betracht. Gold- und Kupferminen und die weiten Asphaltgruben am Orinoco bergen noch unerschöpfliche Reichtümer. Nirgends aß ich aromatischere Erdbeeren als in Caracas, sie kommen hoch aus den Bergen und haben einen ganz hervorragenden Wohlgeschmack. Apfelsinen, Bananen, Ananas, Melone sind stets in Hülle und Fülle auf den Märkten zu haben, und besonders feinen Geschmack hat eine Ananas mit dunkelroter Schale, dann die Mangos, Tarchitas, Lejosas, Guayanen und unzählige andere Sorten Obst, deren Namen der Lauf der Zeit in meinem Gedächtnisse verwischt hat. Weite Felder werden mit Malocho, Mais, bebaut, der aber grün gefüttert wird.

Doch ich möchte nicht schließen, ohne San Estébar erwähnt zu haben. Auf einer Geschäftsreise kam ich nach Puerto Cabello, und ein liebenswürdiger Landsmann entführte mich nach Geschäftsschluß in sein paradiesisch gelegenes Heim. San Estébar ist eine Villenkolonie, von den meisten Geschäftsleuten mit ihren Familien als Sommerfrische benutzt. Es ist in der Tat ein kleines Paradies, die Villen sind in einem ziemlich engen Tale zwischen bewaldeten Bergen und dem Bette des Estébarflusses erbaut. An seinen Ufern stehen nun die herrlichen Kokos- und Cycaspalmen, deren mächtige tiefgrüne Wedel sich wunderbar gegen den azurblauen Himmel abheben. Daneben die in saftigem, hellem Grün leuchtenden Bananen, die Orangenbäume mit ihren goldigen Früchten, die wunderbaren Farne, und hier sah ich wildgewachsene Orchideen, die den Kenner zur Begeisterung hinreißen können. Insbesondere sind mir die Schmetterlingsorchideen in der Erinnerung geblieben, deren Blüte wirklich das Wunderbarste an Zartheit ist, was man sich denken kann. Beim Niederschreiben dieser Erinnerungen überfällt mich förmliche Sehnsucht nach dem Paradiese Venezuelas, wie man San Estébar nennt, und voll Trauer bedenke ich, daß auch dort der Krieg zerstörend gehaust hat.





Winteraufenthalt in Karlsbad.

Februar - März 1904.

„Im Winter nach Karlsbad, welch schrecklicher Gedanke,“ hieß es von allen Seiten, als ich mich im Februar zur Reise nach Karlsbad rüstete. „Da finden Sie ja gar keine Bekannte; es gibt kein Theater, nicht einmal Konzerte, und selbst größere Spaziergänge sind unmöglich,“ Fast hätte ich gesagt, „das ist ja gerade das Reizvolle, ich will nur Ruhe und Einsamkeit,“ doch begnügte ich mich damit, zu sagen: vamos a ver (wir werden sehen).

Bis zur böhmischen Grenze ging denn auch die Fahrt höchst angenehm und schnell vor sich. Von Berlin nahm ich den Nachtzug 11 Uhr 20 Minuten über Dresden, wo ich beabsichtigte, einen kurzen Aufenthalt auf der Rückreise zu machen, sonst fährt man wohl etwas schneller über Leipzig.

Für mich bietet Dresden immer ein eigenartig anziehendes Bild - und diesmal schien es mir reizvoller denn je. Ich stand am Fenster, als der Zug über die Marienbrücke brauste - unter mir rauschte die Elbe, in der der Mond sich leuchtend widerspiegelte und gigantisch majestätisch hoben sich die herrlichen Umrisse der katholischen Hofkirche gegen den Nachthimmel ab - während die grünlichen Dächer des Japanischen Palais, märchenhaft vom Mondlicht begossen, weithin leuchteten. Grade an dieser Stelle drängt sich das alte historische Dresden dicht zusammen! Doch ich schweife ab - aus

meinen schönsten Traumen rief mich der Ruf: „Bodenbach! Zollrevision!“ - Frierend und recht schlechter Laune folgte ich den voraneilenden Mitreisenden in die Revisionshalle. Die Beamten überzeugten sich schnell von der gänzlichen Harmlosigkeit meiner Gepäckstücke und unverzollt schlüpfen auch meine damals recht finsternen menschenfeindlichen Gedanken hindurch. In Aussig und Komotau Wagenwechsel mit steter Wagenverschlechterung. In Oesterreich will man sich immer noch nicht dazu verstehen, trotz besten Entgegenkommens von deutscher Seite, auch im Winter den nach den Kurorten Reisenden Verkehrserleichterungen durch günstigere Anschlüsse zu gewähren. Immerhin ist es aber schon eine große Annehmlichkeit, daß man die 45 Tage geltenden Rückfahrkarten benutzen kann.

Meine liebenswürdigen Hauswirte hatten mir einen Wagen zur Bahn gesandt und bald hatte ich mein Ziel die „Alte Wiese“ erreicht, die allerdings nicht die geringste Aehnlichkeit mit einer Wiese hat. An der einen Seite stehen die Häuser dicht am Felsen, während das Bett der Tepl längs der andern Seite fließt; an den aufgemauerten Ufern Kolonnaden mit Buden. Fast in der Mitte der Alten Wiese steht das weltberühmte Kaffeehaus Elefant. Im Sommer sitzt man an kleinen Tischen direkt auf der Straße und nimmt dort den Morgenkaffee ein. Trotz der frühen Stunde, 9 Uhr, sah ich schon Kurgäste, die ihren Brunnenspaziergang bereits beendet hatten. Wie ich dann erfuhr wies die Kurliste in der Tat schon annähernd 120 Personen seit dem 1. „Jänner“ auf. Selbstverständlich sind es nur einzelne Häuser, die auch zu dieser Jahreszeit Kurgäste aufnehmen, und erst in den letzten Tagen meines Aufenthalts begann regeres Leben zu herrschen - bald sah man hier und dort geöffnete Fensterladen, und auch große mit Kisten beladene Wagen standen vor den Buden und Läden - Vorboten regeren Lebens. Wenn ich um 8 Uhr zum Brunnen ging, nachdem ich bei Morgengrauen bereits Massagebehandlung hinter mir hatte - da begegneten mir wirklich schon diverse Kurgäste, denen ich ansah, daß sie mich mitleidig als Langschläfer belächelten. Zuerst ein oder zwei Becher Mühlbrunnen, dann ein Becher Neubrunnen, zum Schluß Bernhardsbrunnen, der schon die respektable

Wärme von 49 Grad R. hat - 15 Minuten Pause zwischen jedem Glas und eine halbe Stunde nach dem letzten Becher. Teilnahmslos geht man bei schlechtem Wetter in den Kolonnaden immer wieder an einander vorüber. Allmählich weiß man ja, das ist der - und das ist jener - und schreitet die Kur günstig vorwärts, so erwacht ganz leise ein leichtes Interesse für den Nebenmenschen, den man bis dahin nur mit den feindlichsten Blicken betrachtet hat. Man kombiniert, legt sich eine Zusammengehörigkeit zurecht, die sich aber manchmal gänzlich falsch erweist. So interessierte mich eine große gutgewachsene dunkelhaarige und dunkeläugige Belgierin oder Rumänin, die ein Gefolge von 5 - 6 Herren umgab. Ich erwählte ihr als Gatten denjenigen, der mir am besten zu ihr zu passen schien und war wirklich ärgerlich, als ein kleiner schwarzer häßlicher Kerl, der ihr kaum bis zur Schulter ging, sich als Herr und Gebieter dieser Juno herausstellte.

Wirklich köstlich mundet das Frühstück im „Elefanten“, und hat man glücklich einen Fensterplatz erhascht, so darf man sich für eine Stunde einem völligen Behagen hingeben. Nach dem kalten Morgenspaziergang tritt man gern in den angenehm erwärmten Raum, - und die freundlichen lustigem Kaffeemädchen sorgen nun bestens, daß man sein Frühstück genau so erhält, wie man es sich wünscht, - Kreuzzeitung, Schlesische, Bohemia Badeblatt, Presse, Fremdenblatt, Fliegende, Meggendorfer, die Woche, den Tag usw., bringen die Mädchen herbei, die bald den Geschmack eines jeden kennen. Und wie lustig plaudert es sich mit Marie, Minna, Paula, Elis' und wie sie alle heißen, nie unbescheiden oder laut, halten sie sich stets in besten Grenzen, so daß man wirklich seine Freude daran hat. Jetzt heißt es aber weiter der Kur gedenken, schon bringt die Marie meinen Mantel und nun geht's nach dem Neubad ins Moorbad. Sprudelbad und Kurhaus sind jetzt geschlossen behufs Erneuerungen und Verbesserungen in den Baderäumen, und der Prachtbau des Kaiserbades ist im Winter stets geschlossen, während die großen General-Bäder abwechselnd offen sind. Der erste Entschluß, in den schwarzen Brei des Moorbades zu steigen, kostet wirklich Ueberwindung, aber bald fühlt man sich geradezu wohlighat darin. Allerdings dauert es lange Zeit, bis man wieder eine klare Hautfärbung hat, denn trotz

des Reinigungsbades behält man wochenlang das Kolorit eines kupferfarbenen Indianers. Nach Haus gekommen, streckt man sich behaglich aufs Ruhebett und durchfliegt die inzwischen eingetroffenen Zeitungen und Briefe. Briefe beantworten, oder sich gar einer geschäftlichen Sache widmen, ist etwas, was man in Karlsbad möglichst vermeiden muß. - Nun heißt es, zum Mittagmahle wandern. Es gibt selbst zu dieser Jahreszeit verschiedene offene Lokale: Hotel Anger, der Nürnberger Hof und der Hopfenstock sind die bekanntesten und letzterer wohl der am meisten besuchte. Anfang Februar speiste man noch in einem Raum des ersten Stockes, doch bald siedelte man nach unten über. Im Hopfenstock finden sich meist Stammgäste ein, die ihre bestimmten Tische haben, und ist es auch hier, wo die bekannte lange schlesische Tafel zu finden ist. Sind die an diesem Tisch Speisenden auch nicht nur Schlesier, so haben sie doch unbedingt irgend einen Zusammenhang mit einem der in Karlsbad, ich möchte sagen, populär gewordenen schlesischen Winterstammgäste, von denen viele seit 20 - 30 Jahren regelmäßig kommen. - Es genügt, wenn der Neuangekommene fragt: „Wo speist Graf soundso?“ und er nennt den Namen eines schlesischen Magnaten, den ebenso, wie seinen graubärtigen Leibjäger, jedes Karlsbader Kind kennt, dann erhält er sofort einen Platz an der bekannten Tafel. Nun, meine Absicht war es nicht, weder Bekanntschaften zu erneuern, noch zu machen, und da der Oberkellner, der mich gleich erkannte, - es ist erstaunlich, welches Physiognomiedächtnis diese Leute haben - dies wußte, so bekam ich mein altes Plätzchen an einem kleinen Tisch am Fenster, an dem ich schon vor Jahren gesessen. Wenn ich auch niemanden hatte, mit dem ich die gemachten Beobachtungen austauschen konnte, so macht es doch Spaß, die neuen Ankömmlinge zu betrachten und in ihnen oft alte Bekannte zu entdecken, d. h. Bekanntschaften vom Sehen. - So fand ich bald am Schlesiertisch solche Bekannte, von denen ich wußte, daß sie die Träger von Namen schlesischer, preußischer Granden seien, sowie hohe preußische Militärs mit und ohne Gemahlinnen, oft weniger die Kur gebrauchend, als von des Manövers Last und Mühen und den geselligen Winterpflichten ausruhend, da war auch das bekannte Ehepaar, das schon vor Jahren den Spitznamen „das Wetterhäuselehepaar“ bekommen hatte, weil

nämlich der eine Teil eine Stunde früher am Brunnen erschien und auch zeitiger, der Bäder wegen, frühstückte, so daß es meist sich traf, daß, wenn der Mann in den Elefanten kam, die Frau ihn verließ. Dann ist es unterhaltend zu beobachten, wie sich die Bekanntschaften finden: erst ißt man allein und nach und nach bildet sich ein kleiner geselliger Kreise. Das Essen ist ja überall kurgemäß, der Speisezettel besagt noch besonders, welche Speisen für Diabetiker sind. Da ich nur im Hopfenstock aß, so kann ich nur dessen vorzüglicher Küche gedenken und des besonders stets vortrefflichen und beliebten „Spitzbratens“. Herr Funk, der Besitzer, sowie der Oberkellner überbieten sich in Gefälligkeit und es genügt, daß man mit verlangender Sehnsucht eines Gerichtes, d. h. eines erlaubten gedenkt, so bringt sicher die Speisekarte dasselbe am nächsten Tage. In Oesterreich findet man stets den Ober- oder Zahlkellner, den Speisenkellner und den Pikkolo oder Weinkellner. Ich schalte hier ein, daß ich den Flaschenweinen stets den Landwein, den sogenannten Pfiff, vorziehe, den man in Viertelliterkaraffen bekommt. Diese dreifache Bedienung zieht natürlich eine dreifache Trinkgeldsteuer nach sich, und bilden wirklich die Trinkgelder in Karlsbad eine unverhältnismäßig starke Rubrik in den Ausgaben. Denn auch bei den Bädern zahlt man 20 - 30 Heller je an den Bademeister und an die Badefrau. Das Moorbad kostet ohnehin schon vier Kronen 30 Heller, so daß man jedes Bad auf fast sechs Kronen rechnen kann. Ich habe es stets beobachtet, daß die Eßlust mit der Zeit immermehr schwindet und zahlte ich am Anfang für mein Mittagmahl 4 - 5 Kronen, so genügten am Schluß unbedingt 3 - 4 Kronen. Selbst für einen einzelnen Menschen genügt eine halbe Krone Trinkgeld nicht. Am Abend natürlich dieselbe Sache: die berühmten Gerstelsuppen der 60er und 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts als Abendmahlzeit sind ebenso unmodern wie das Suppeessen im allgemeinen. Es heißt zwar „nach dem Essen sollst du stehn - oder 1000 Schritte gehn“ - aber ich habe gefunden, daß eine Zigarre in der Ruhe meiner vier Wände geraucht, mir am besten bekam. Erst nach dem Nachmittagskaffee, den man natürlich auch im Elefanten nimmt, ist ein großer Spaziergang angebracht. In den späteren Stunden des Vormittags, dann am Nachmittag und nach 9 Uhr abends ist das Billard im Kaffeezimmer

des „Elefanten“ stets sehr begehrt. Der etwas enge Raum, in dem das Billard steht, ist eine Nische des Kaffeezimmers, und ist es selbst für die spielenden Herren nicht angenehm, wenn die dicht dabei sitzenden Kaffeegäste das Spiel kritisieren. Für eine Dame muß es aber noch unangenehmer sein, besonders, wenn dies durch Herren geschieht, die ihr dem Namen nach bekannt sind. Seit dem vorigen Jahr ist die Leitung der Kurkapelle dem Musikdirektor Spörr anvertraut, dem es gelungen ist, die Kapelle wieder auf ihre altrenommierte Höhe zu bringen. Zu Zeiten des alten Labitzky genoß die Kapelle bekanntlich Weltruf. Dreimal wöchentlich finden Sinfoniekonzerte im Kurhaussaale statt und Dienstag und Freitag Abendkonzerte mit populären Musikstücken. Man soll dort sehr gut speisen; ich zog es vor, mein bescheidenes Nachtmahl gleichfalls im „Hopfenstock“ einzunehmen. Der bekannten Tafelrunde ist ein kleines Zimmer in Stadt Athen reserviert, wo es dann manchmal ungemein lustig hergeht. In diese Zeit fielen ja auch die letzten Tage des „Faschings“ und wurden die Maskenbälle auch fleißig von Kurgästen besucht. Stets hörte ich rühmen, wie trotz aller Fröhlichkeit nie die Grenzen des Anstandes überschritten werden. Doch einen alten griesgrämlichen Junggesellen reizen weder Konzerte noch Maskenbälle. Für den Abend lasse ich es mir noch gefallen, aber die Nachmittage bringe ich doch lieber in Gottes herrlicher Natur zu. Der freundliche Leser denkt gewiß, was nützt mir im Winter die schöne Natur! Leider denken die meisten Kurgäste auch so, d. h. dieses Bedauern gilt für sie selbst, denn ein Hauptreiz bei meinen Streifereien durch die Berge bildete für mich die gänzliche Einsamkeit derselben. Das Wetter war ganz besonders ungünstig, meist trübe, naß und kalt, und dann wieder Schneetreiben und für einige Tage eine vielleicht einen halben Fuß hohe Schneedecke, leider wenig Frost und fast gar keinen Sonnenschein. Und doch, wie habe ich die Spaziergänge in den Bergen genossen. Freilich, auf irgend eine Art von Eleganz der Kleidung muß man von vornherein verzichten; ein derber Lederschuh, Gummischuhe sind bei Glätte in den Bergen unmöglich, ein verwitterter Filzhut und eine wetterfeste Pelzjoppe, das ist der richtige Anzug. Wie mühselig schlich ich in den ersten Tagen die schmale Gasse hinter „Pupp“ (Pupp ist das größte und eleganteste Restauranthotel, das sich alljährlich um einige Logierhäuser

erweitert und bald ein kleines Stadtviertel für sich bilden wird) hinauf nach dem sogenannten Promenadenweg. Derselbe läuft rückwärts oberhalb der alten Wiese und kann man, wenn man dort wohnt, gleich aus dem eignen Haus, diesen Promenadenweg erreichen, indem all diese Häuser rückwärts über kleine Höfe oder Gärten mit ihm durch Steintreppen verbunden sind. Als ich das erstemal hinaufstieg, stand ich lange an dem Fuße des Kruzifixes, welches die Stiftung einer alten österreichischen Grafenfamilie ist, ich glaube Keglevich. Selbst in den finsternsten Nächten blickt von dort herab das helle Leuchten eines „ewigen Lämpchens“, und der auf einer Marmortafel angebrachte Spruch „Gott hilft, Gott hat geholfen, Gott wird weiter helfen“ ist gewiß schon vielen Kranken, die verzagt und ohne Trost hierher wallten, als ein leuchtender Hoffungsstern in die dunkle Nacht ihres verzagten Herzens gefallen. Auch mir ist er ein Leitstern gewesen, und als ich gekräftigt, mit neuem Lebensmut erfüllt, elastischen Schrittes zum letztenmal vor der Abreise hier stand, da flüsterten unwillkürlich meine Lippen: Gott hilft, Gott hat geholfen, Gott wird weiter helfen!

Wenn ich nun sagen würde, der Promenadenweg führt nach dem Hirschensprung, so wäre dies dasselbe, wie wenn man sagt, „alle Wege führen nach Rom“. Ganz großartig bequem, sind alle Wege angelegt, ein sich Verirren ist kaum denkbar, denn an Kreuzwegen, wo man nur irgendwie überlegt, welchen Weg man nehmen will, sind Tafeln angebracht, die in ausführlichster Weise die Plätze, nicht nur einen, sondern mehrere vor- und rückwärts, bezeichnen, die man erreichen kann.

In nächster Umgebung von Karlsbad sind 90 Kilometer schönster Spazierwege und 20 Kilometer Fahrwege, die, in dem vortrefflichen Zustand, in dem sie sich befinden, zu erhalten, ein kleines Vermögen kosten müssen. Die Karlsbader Chronik vermeldet, daß Kaiser Karl IV. 1349 die Stadt Karlsbad gründete. Die Legende erzählt, daß ein Hirsch, den der Kaiser verfolgte, von der Berghöhe, die daher „der Hirschensprung“ heißt, ins Tal flüchtete, und als der glückliche Schütze ihn zur Strecke brachte, dies zur Entdeckung der heißen Quellen führte, in denen Kaiser Karl auch dann im Jahre 1376 Heilung suchte und fand. Wenig bekannt ist gewiß, daß Karlsbad

einer der Orte ist, in denen der Protestantismus schon 1554 eine feste Stätte fand. Der erste Pfarrer hieß Andreas Hampisch und erhielt sich die Bevölkerung fast ausschließlich protestantisch bis 1624, wo auf Befehl von Ferdinand II. den Protestanten die Kirche abgenommen wurde unter ihrem letzten Pfarrer Johannes Rebhuhn, und es wurde darin noch im August desselben Jahres die erste katholische Predigt gehalten. - Große Gefahren brachten für Karlsbad stets die brausenden Gebirgsflüsse Eger und Tepl, insbesondere die Tepl, die das enge Tal des Kurortes in zwei Hälften teilt. Wer die Tepl sieht, wenn keine Regengüsse oder Schneeschmelzen ihr tosende Wassermassen zuführen, der hält es für unmöglich, daß ihre Fluten schon bis zu den zweiten Stockwerken der Häuser in der alten Wiese gegangen sind, Tod und Verderben bringend und alles niederreißend, was ihren Weg hemmt. Das letzte große verheerende Hochwasser traf die Stadt am 24. November 1890. Infolge von Damnbrüchen bei Marienbad war die Gewalt des Wassers gänzlich fessellos. Ungeheure Fluten ergossen sich über die alte Wiese. Einige Menschen, die sich in den Buden der alten Wiese befanden, konnten nur mit größter Mühe dem Tode entrissen werden und wurde der allgemein beliebte und verehrte Bürgermeister Knoll infolge der furchtbaren Aufregung darüber vom Schläge gerührt. Man hofft, daß die nunmehr getroffenen Vorkehrungen derart sind, daß eine Wiederkehr solch schrecklicher Zerstörung ausgeschlossen ist. Die Zahl der berühmten Persönlichkeiten, die Karlsbad im Laufe der Jahrhunderte besucht haben, zu nennen, ist unmöglich. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?“ Nur einzelne Namen möchte ich herausheben. So Peter den Großen, der 1711 und 1712 Karlsbad besuchte und im „Roten Adler“, Alte Wiese, wohnte. Die Häuser „Eiche“, „Rotes Herz“, „Roter Adler“ sind sämtlich im Besitz der Familie Knoll. Man erzählt sich, Peter der Große habe lebhaftes Interesse für alle Werkstätten gehabt und z. B. in dem nahen Pirkenhammer habe er eigenhändig ein Hufeisen geschmiedet. Eine Tafel bezeichnet die Stelle, an der das Haus „Der Pfau“ stand, an dem der große Zar selbst einige Reime eingemauert, und in das auf dem „Hirschsprung“ befindliche Kreuz hat er „M. S. P. I.“ eingemeißelt. Zu derselben Zeit suchte auch der große Gelehrte Leibnitz die Heilquellen

Karlsbads auf. Auf dem „Hirschsprung“ ist auch eine Tafel angebracht, die der Erinnerung an Oesterreichs größte Herrscherin, der Kaiserin Maria Theresia, gewidmet ist. Unterhalb des „Hirschsprunges“ liegt nach Fischern zu das Jägerhaus, im Sommer ein beliebter Frühstücksort. Dicht am Jägerhaus befinden sich große Wildfutterplätze, und einem alten Jäger wie mir ging das Herz auf beim Anblick der Rehe, die hier zutraulich bis in die nächste Nähe des Menschen kommen. Oft nahm ich Möhren mit und freute es mich, wenn die Rehe sie an den vor Schnee geschützten Stellen fortgeholt hatten. Ein herrlicher Spaziergang ist es vom „Hirschsprung“ über den Friedrich Wilhelmsplatz nach der Franz Josephshöhe. Der erstgenannte Platz verdankt seinen Namen dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm III., der hier in den Jahren 1816, 1817 und 1820 weilte und Erholung suchte nach den Schrecknissen der Freiheitskriege, wie eine darauf bezügliche Tafel vermerkt. Zu gleicher Zeit weilten Fürst Blücher in Karlsbad, der Dichterkönig Goethe und die Fürsten Schwarzenberg und Metternich. Von der einen Seite der Franz Josephshöhe schaut man nach Karlsbad hinab und rückwärts hat man einen gar lieblichen Ausblick nach dem tief im Tale liegenden Café „Kaiserpark“ geschaffen, durch das sich die Tepl wie ein silbernes Band schlängelt. Und zahllos sind die herrlichen Aussichtspunkte, die alle auf prächtig geebneten Wegen zu erreichen sind: der mitten im Wald von Tannen umschlossene trauliche Katharinenplatz, das Bild, von dort nach dem Aberg, dessen Aussichtsturm im Winter geschlossen ist, von dort nach St. Bernhard und über das Jägerhaus zurück, oder auch vom Bilde den Taxis- oder Esterhazyweg hinunter oder über den Priesterweg erst hinauf und dann nach dem Kaiserpark zurück über den unteren und oberen Plobenweg, der jetzt Bismarckweg heißt, nach Karlsbad zurück. Die Zeiten ändern sich; wer hätte es im Jahre 1866 für möglich gehalten, daß es einmal in Karlsbad einen Bismarckweg geben würde. Derselbe, wie auch die Stefanienwarte liegt jenseits der Tepl. Der „Kaiserpark“, die „Freundschaft“ und der „Posthof“ sind Caféhäuser, die den Winter über geschlossen sind. Ende Februar aber schon öffnet der „Freundschaftssaal“ seine Räume und Mitte März folgt der „Posthof“, der mit zu den beliebtesten Lokalen dieser Art gehört. Besonders nicht badende Kurgäste wählen den „Posthof“ gern als Endziel ihres

Morgenspazierganges und nehmen dort ihr Frühstück ein. Ueberall Cafébedienung durch Mädchen, so daß das Karlsbader Cafémädchen eine Art Lokalberühmtheit ist. Anfang vorigen Jahrhunderts wurde der „Posthof“ für 5420 Gulden verkauft, und als der jetzige Besitzer Funk, ein Bruder des „Hopfenstock“ - Besitzers, vor einigen Jahren 400 000 Gulden dafür zahlte, fand man, daß er ihn zu billig bekommen habe. Die Namen aller Quellen zu nennen, ist mir nicht möglich. Die bekanntesten sind Schloßbrunnen - wohl der leichteste und kühlste -, dann Markt- und Mühlbrunnen, Neubrunn, Bernhardsbrunnen, Felsen- und Franz-Josephquelle und vor allem der Sprudel. Am Sprudel sowie am Marktbrunnen sind Kolonnaden und die Kolonnade am Mühlbrunnen birgt zugleich die Quellen des Neu- und Bernhardsbrunnens und der Elisabethquelle, deren Unterschied in den ansteigenden Wärmegraden liegt. Außer dem Kaiserbad gibt es das Sprudelbad, Kurbad und außer den Bädern im Kurhaus noch solche in dem Militärbadehaus, in welchem, ebenso wie in Teplitz und Marienbad, nach Uebereinkunft der Regierungen die preußischen Militärs gleich den österreichischen zu ermäßigten Preisen Unterkunft und Bäder erhalten.

Zur Erinnerung an das 50jährige Regierungsjubiläum wurde das Franz-Joseph-Hospital gestiftet und 1899 eröffnet. - Zu gleicher Zeit wurde das evangelische Hospiz in Westend eröffnet, dessen Verwaltung in den Händen des Pfarrers Feller liegt. Die Frequenz in demselben beziffert sich ungefähr auf 250 - 300 Personen aller Konfessionen. In Westend liegen auch die in romanischem Stil erbaute englische sowie die mit ihren goldnen Kuppeln weithin leuchtende orthodoxe russische Kirche. Die im Jahre 1855 zuerst als Betsaal erbaute protestantische Kirche liegt auf einem schmalen, wie eine Landzunge in die Tepl einspringenden Stück Land, in unmittelbarer Nähe des Kaiserbades. Hinter der Kirche, die erst, ich glaube in den achtziger Jahren einen Turm erhielt, liegt das Pfarrhaus. Um die Gründung der protestantischen Kirche erwarben sich Herr Ludwig Ming, Mitbesitzer der Porzellanfabrik Hammer, sowie der Graf Kleist von Loß aus Dresden große Verdienste. Für die in der Diaspora lebenden Geistlichen ist die Ausübung ihrer Amtstätigkeit wahrlich nicht leicht, und gehört viel Takt und

Milde dazu, um nicht in den Strudel der Bewegung „Los von Rom“ gezogen zu werden.

Während im Sommer natürlich aller Orten Konzerte sind, finden dieselben jetzt nur, wie schon erwähnt, als einzige Unterhaltung der Kurgäste, im Kurhaus statt. Für den nächsten Winter dagegen hat die Badeverwaltung ein Abkommen mit dem Theaterdirektor getroffen, wonach derselbe sich verpflichtet, zweimal wöchentlich auch im Winter zu spielen. Da die Vorstellungen aber in dem sehr hübschen Stadttheater durch Heizung und Beleuchtung zu teuer werden könnten, hat man den Saal des Orpheums dafür in Aussicht genommen. Diese Theaterabende werden sicher gut besucht werden; jedenfalls wäre es undankbar, wollten die Kurgäste für diese dankenswerte Neuerung nicht der Verwaltung ihre Anerkennung bezeugen.

Seit dem Jahre 1844 findet der Versand der in Flaschen abgezogenen Brunnen statt. Dieses Abziehen kann natürlich nur während der Wintermonate geschehen. So werden zum Beispiel am Mühl- und Neubrunnen täglich 4800 Flaschen abgezogen. Am 1. Januar 1877 hatte die Firma Löbl Schottländer die Pachtung für den Versand übernommen und zwar zum Betrage von 75 000 Gld. = 150 000 Kr. Im Januar 1901 wurde die Pachtung von neuem von derselben Firma für 560 000 Kr. erworben. Eine der ältesten Karlsbader Firmen ist Mattoni, und ist dieser Name ja durch den in ihrem Besitz sich befindenden Gieshübler Sauerbrunnen weltberühmt geworden. Eine besondere Einnahme ist natürlich das pulverisierte Karlsbader Salz und die Karlsbader Pastillen. Ersteres wird vielfach dem ersten Becher Brunnens in Form eines Pulvers beigefügt.

Für die Moorbäder hat die Stadt Karlsbad große Moorflächen bei Franzensbad erworben. Durch den weiten Transport erklärt sich wohl auch der hohe Preis des Moorbades. Die Industrie der Stadt Karlsbad und Umgegend ist eine sehr vielseitige. So sind ja die Porzellanfabriken von Pirkenhammer und Fischern weltberühmt, ebenso wie die schon seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts blühenden Glasschleifereien. Den Damen besonders bekannt und bei ihnen beliebt sind die Karlsbader Näh-, Steck- und Stricknadeln. Das Gewerbe der Nadler besteht schon seit 1699

und bildet der Versand der Insektennadeln besonders nach Amerika einen Hauptausfuhrartikel. Hochgeschätzt ist auch das Karlsbader Schuhwerk und ist es bekannte Tatsache, daß Stammkurgäste stets ihren Bedarf in Karlsbad entnehmen. Die Zahl der Schuhmacher wurde nur auf 150 bis 160 angegeben, doch wird diese Zahl weit überflügelt durch die Schneider, deren es gerade noch 100 mehr, also 250 - 260 geben soll. Die Wiener Mode steht ja seit langem mit Paris und London an leitender Stelle, was aber Herrenmode anbetrifft, so richtet sich jetzt auch der Wiener Schneider fast ausschließlich nach amerikanischem Geschmack. Die Preise, wenigstens die der Herrenschneider, halten sich auf gleicher Höhe der Berliner Preise. Von hervorragender Güte sind alle Wäscheartikel, in denen besonders die Firma Nastopil sich auszeichnet. Ich weiß, daß ein großer Teil der Herren gleich mir Taghemden und sonstige Wäscheartikel hier bezieht. Von hervorragender Güte, Haltbarkeit bei durchaus angemessenen Preisen sind die von Nastopil entnommenen Strumpfwaren. Speziell als Karlsbader Erzeugnisse gelten auch die Sprudelsteinwaren, die Backwaren und Oblaten. Aus Sprudelstein werden nicht nur Kästchen, Bilder, Kruzifixe, Briefbeschwerer angefertigt, sondern auch Schmucksachen aller Art. Weltruf hat die Mannlsche Bäckerei, die aber den Winter über geschlossen ist; Karlsbader Oblaten werden sehr viel versandt und gern als „Mitbringsel“ verwendet. Selbstverständlich sind böhmische Granaten in geschmackvollsten Fassungen in allen Juwelierschauenstern ausgestellt, während ich die ebenso originellen als hübschen Eger Metallschließen und Knöpfe nur bei Hochseder in der Marienbadestr. fand. Wie er mir sagte, werden dieselben nur noch von einem einzigen Bauernspengler gefertigt, der nach seiner Beschreibung eben solch Original ist, wie er selbst. Wie er erzählte, habe er dem Mann für Amerika eine große Bestellung gegeben, und da sie zur bestimmten Zeit nicht fertig gewesen, so habe er dem Mann heftige Vorwürfe gemacht und habe den Grund der Verspätung zu erfahren verlangt. Da habe der Spengler gelacht und habe gesagt: „Gehe's, mei' Kuh war krank, da konnt i net arbeit'."

Für uns Deutsche hat der österreichische Dialekt doch einen großen Zauber,

aber wehe, wenn man versucht, ihn nachzusprechen! Das klingt gradeso holprig, als wenn man auf einer frisch aufgeschütteten Chaussee fährt. Das einzig nicht Angenehme für den Winterkurgast ist, daß natürlich allerorten gemauert und gehämmert wird. Straßen sind aufgerissen, Brücken gesperrt usw. Denn hier heißt es auch: „Zeit ist Geld.“ Kommt erst das Frühjahr heran, dann ergießt sich auch der Strom der Badegäste und dann sind Neubauten und Verbesserungen ausgeschlossen. Mit dem Glockenschlag 5 Uhr nachmittags wird die Arbeit eingestellt und dann begegnet man am Faulenzerweg oder beim Findlater-Obelisk einem Trupp Arbeiter, die heim eilen, vermutlich nach Fischern oder Pirkenhammer. Gern plauderte ich dann mit ihnen oder mit einem einsamen Nachzügler, und immer erhält man höfliche bescheidene Antwort. Der soeben erwähnte Obelisk ist der Erinnerung an Lord Findlater geweiht, der sich ebenso wie Graf Bontoulin und Prinz Rohan um die Verschönerung der Umgebung Karlsbads verdient gemacht hat. Mein besonderer Liebling ist aber der Friedrich-Wilhelmsplatz. Grade dort steht man unmittelbar über dem engen Tal, in der Mitte die Tepl, zur Linken die Alte Wiese, rechts Theater, Hotel Anger, Goldenes Schild usw. Dort stand ich oft lange träumend, manchmal von dichtem Schneegestöber umtost, daß das Häusermeer zu meinen Füßen wie durch einen Schleier meinen Blicken verhüllt erschien, und dann wieder erhaschte ich einen der wenigen Sonnenblicke, die der Februar uns bot. Dann leuchtete das Kreuz vom Hirschsprung zu mir herüber und die Kuppel der Stefanienwarte erglänzte in goldigem Scheine, dann mußte ich daran denken, wie seit Jahrhunderten in dieses enge Tal sich in wenigen Monaten Tausende von Menschen zusammendrängen, wie viel schweres Leid und Krankheit hierhergebracht wird, wie doch weitaus der größte Teil erfrischt und gesundet heimkehrt, und wer möchte da an Gottes Gnade und Allmacht zweifeln? Und ist es nicht wie eine besondere Güte Gottes, daß er diese wunderbaren Heilquellen in solch schönes Stück seiner herrlichen Erde gelegt hat, als wollte er damit sagen: „Ihr, die Ihr krank und beladen herkommt, erquicket Leib und Seele.“ Und dann wieder mußte ich daran denken, wie oft viele der Großen, der Gewaltigen, der Machthabenden der Erde hier geweiht, und wie oft von hier aus die Geschicke Europas geleitet

worden sind: bei manchem Stücke Weltgeschichte würden uns die unsichtbaren Leitungsfäden in dieses Tal zurückführen, und trägt daher Karlsbad nicht ohne Grund den Namen „Weltbad“.

„Karlsbad, ade - scheiden tut weh.“ „Auf Wiedersehen!“ riefen die freundlichen Kaffeemädchen vom „Elefanten“, kein lustig schmetterndes Posthorn zerstreut mehr die schwermütigen Abschiedsgedanken; in einer prosaischen Droschke rasselt man zum Bahnhof, ja ja, die Zeiten ändern sich. Nicht lange wird es dauern, da kommt vielleicht jeder Kurgast mit seinem Auto, wenn nicht gar mit der neuen verbesserten, vom Grafen Zeppelin in Aussicht gestellten Flugmaschine. Aber die Zeiten unserer Voreltern, die mit gesamter Dienerschaft, Kasserollen und Küchenpersonal für einen monatelangen Aufenthalt kamen, die sind endgültig überwunden. Ueber 100 Jahre werden nun schon von der Buchhandlung Franieck die Kurlisten aufgestellt. Ich erinnere mich zufällig, daß dieselbe 1828 3713 Kurgäste aufwies, 1901 dagegen 51 454. Daß natürlich die politischen Ereignisse bei dem Besuch des Kurortes sehr mitsprechen, beweist die Zahl der Kurgäste vom Jahre 1866, die mit 4 237 vermerkt ist. Auch für dieses Jahr fürchtet man das Zurückbleiben der Russen. Während sonst schon im Januar und Februar Wohnungsbestellungen von unseren gewaltigen Nachbarn eingelaufen, blieb sogar im März noch alles still.

Ogleich mein Zug mich schon 7 Uhr früh dem Böhmenland entführte, traf ich doch erst nach 1 Uhr im lieblichen Elbflorenz ein, und zum Glück bekam ich noch für die Oper einen vortrefflichen Platz. Welch ein Genuß ist doch die Dresdener Oper. Großartig ist die Einheitlichkeit des Zusammenspiels des Orchesters. Es wurde „Fidelio“ gegeben, Frau Wittich gab die Titelrolle, von Bary den Florestan. Da der nächste Tag für das sächsische Land Bußtag war, so war diese Oper besonders trefflich für den Vorabend gewählt. Ich habe dieses herrliche Meisterwerk Beethovens selten so vorzüglich gehört wie diesmal. Großartig war das edle Spiel der Frau Wittich, und erhebend wirkte die Reinheit der Gefühle, die die ganze Oper durchwehen. Gerade jetzt, wo in Literatur, Opern, Dramen und im Leben selbst „die Eheirungen“ uns überall entgegnetreten, fühlt man sich hingerissen von der aufopfernden

Gattenliebe Leonorens.

Zur vollen Geltung kam allerdings Herrn von Barys Stimme erst in Samson und fand die Delila in Fräulein von Chavanne eine ganz erstklassige Darstellerin. Die Stimme, das wundervolle Ebenmaß der Gestalt und das maßvolle leidenschaftliche Wesen der rachedürstenden Delila - alles war vollendet.

Besonders freundliche Aufnahme findet stets beim Zusammenspiel das Ehepaar Burrian (Frau Jelineck), welches uns diesmal Ohr und Auge in den Bajazzi erfreute. Ich hatte im Herbst „Mignon“ mit Frau Wedekind gehört und konnte daher vielleicht nicht ganz unparteiisch der Darstellung des Fräulein Förster aus Prag gerecht werden. Grade als Mignon ist Frau Wedekind unbeschreiblich reizend in Gesang und Mimik. Im „Tannhäuser“ hatte ich damals Frau Wittich als Elisabeth gesehen, doch, obgleich ich eine besondere Vorliebe für diese wahrhaft vornehme Künstlerin habe, so muß ich gestehen, daß auch Frl. Krull mich als Elisabeth sehr befriedigte. Wie ich höre, wird Frl. Krull nach Ablauf ihres Dresdener Kontrakts einem Rufe an die Oper nach Wien folgen.

Ich hatte den letzten Vormittag zu einem Ausflug nach dem „Weißen Hirsch“ benutzt, resp. einem Besuch bei einem Lahmannschen Patienten. Das ursprünglich in sich abgeschlossene Etablissement Dr. Lahmanns reicht ja schon lange nicht mehr zur Aufnahme der Patienten aus und finden dieselben jetzt Unterkunft in naheliegenden Villen, die meist auch Dr. Lahmann gehören. Mein Freund wohnte Villa Regia, von der aus man einen geradezu zauberischen Blick über das liebliche Elbflorenz hat. Was das Sanatorium Lahmann anbetrifft, so möchte ich hinzufügen, daß ich seitdem selbst drei Wochen in diesen Sommer zur Kur dort weilte. Der Monat Juni ist ja ungemein günstig, weil, da die Diätkur in der Hauptsache auf Gemüse und Früchtekost beruht, gerade dieser Monat eine große Abwechslung gestattet. Dr. Lahmann war soeben gestorben, aber, da er schon seit mehreren Jahren zu leidend war, um die Anstalt selbst zu leiten, so merkte man absolut keinerlei Stockung. Die Leitung befindet sich abwechselnd in den Händen zweier Aerzte, von denen mir Dr. Noak insbesondere bekannt ist. Wunderbar

schön und bequem ist das neue Herrenbad. Vorzüglich ist alles, was der Patient erhält, sei er nun dem „normalen“ dem „korpulenten“, dem „vegetarianer“ oder dem „Diabetiker“-Tisch zugeteilt. Der Patient kann in den Villen wohnen, die zur Anstalt gehören, er kann aber ebensogut Privatwohnung nehmen. Von der Wohnung unabhängig zahlt jeder Kurgast täglich für Kost, ärztliche Behandlung, Bäder, Massage 9 Mk. Ich möchte nochmals erwähnen, daß alles erstklassig ist, d. h., die ganze Einrichtung hervorragend organisiert ist. Zu Zeiten sind täglich 5-600 Menschen zu beköstigen. Unsere Hausfrauen werden Mitleid mit der Dirigentin der Küche haben, wenn sie hören, daß zur Spargelzeit an einem Tage 4 Ztr. Spargel gegessen werden.

Die herrliche Dresdner Heide bietet die denkbar schönsten Spaziergänge, wie überhaupt eine schöne Natur eine nicht zu unterschätzende Hilfe bei einem Kurort ist.

Wahrlich, die Sachsen können stolz auf ihre Hauptstadt sein, die mit allen Neuerungen und Bequemlichkeiten auf der Höhe der Großstadt steht und dennoch einen eigentümlichen Reiz von - ich finde keine andere Bezeichnung - Gemütlichkeit behalten hat. Es fehlt hier das rücksichtslose Hasten Berlins, wo dort der einzelne Mensch sich, in der großen Allgemeinheit verliert, bleibt hier die Individualität bestehen. So gern ich Fremdwörter meide, so gibt es deren doch einzelne, die uns derart in Fleisch und Blut übergegangen sind, daß man das Gefühl hat, bei der deutschen Bezeichnung - in diesem Fall „Einzelwesen“ - wenn auch vielleicht nicht unverständlich zu bleiben, aber zum mindesten Befremden zu erregen.

Es ist in Berlin jetzt nicht so leicht, ein Theater zu finden, in das man ohne genaue Kenntnis des Stückes junge Leute mitnehmen kann. In dem Hoftheater bekommt man zu später Stunde nur noch wenig gute Plätze, und da ich junge Gäste hatte, so wählte ich das Kleine Theater, mit Gorkis Nachtsyl. Obgleich ich es nun zum fünftenmal sah, übte es sogar noch auf mich fast die gleich starke Wirkung aus, wie das erstemal, und meine jungen

Freunde waren tief erschüttert. Ich hatte das Nachtsyl im vorigen Jahr mit der ursprünglichen erstklassigen Besetzung gesehen und hatte daher bisweilen das Gefühl, als vermisse ich diese oder jene Pointe. Die meisten Darsteller haben gewechselt, nur Reicher, der auch damals den Schauspieler gab, hat sich, ich möchte sagen in dieser Rolle noch vertieft. Er ist tief erschütternd in der Stelle, wo Luka der Pilger ihm ausmalt, wie es einen Ort gibt, in dem man vom Trunk geheilt wird, und wo man dann ein neues Leben beginnt. Man hängt mit Reicher an den Lippen des Pilgers, man sieht in seinem verglasten Auge den Schimmer einer neuen Hoffnung aufflackern, man sieht förmlich, wie er sich wortlos das neue Leben ausmalt, lautlos, atemlos möchte ich sagen, schaut und lauscht das Berliner Publikum, das doch sonst wahrlich nicht wortlos ist. Keine Hand rührt sich, wenn der Vorhang fällt, es ist als komme von der Bühne der Mahnruf „Schau um dich und schau in dich.“ Und ist es nicht ein ins Herz greifender Mahnruf, wenn uns gesagt wird: achte den Menschen im Menschen, oder ist's nicht schrecklich, wenn der Mensch zum Tier geworden und gesteht, daß er selbst das, was ihm das Liebste war, vergessen hat, und wenn uns dann der Pilger zuruft: „Die Toten brauchst du nicht zu lieben, die Lebenden muß man lieben - die Lebenden!“ kann man sich da antworten: ja, ich liebe die Lebenden? Es ist wohl selbstverständlich, daß damit nicht gemeint ist, daß man um seine Lieben nicht trauern soll. Jagt man nicht vielleicht doch einem toten Ideal nach und läßt den Lebenden an seiner Seite Not leiden? Und da gibt es Leute, die in dem Stücke nur rohen, krassen Realismus sehen! Ich will ja nicht behaupten, daß das Stück für die großen Volksmassen verständlich ist, und möchte daher mit Hamlet sagen: „Es ist Kaviar fürs Volk.“

Es heißt Idealismus, Poesie stirbt aus, und doch, wer am 10. März dem Menschenstrom folgt, der diesmal bei goldigem Sonnenschein nach dem Denkmal der Königin Luise pilgert, der wird diese Behauptung kaum aufrecht halten können. In ein Märchenland glaubt man sich versetzt. Soeben noch sah man kahle Bäume, eisbedeckte Wasserflächen - und da, mit einem Schlage betritt man Alladins Wundergarten. Große Beete voll blühender

Maiblumen, Schneeglöckchen, Veilchen, Gruppen Rhododendron, in allen Farben, Schneeballbäumchen, pontische Azalienmolis, Mandelbäumchen, Tulpen, Flieder, Krokus, Hyazinthen, Primeln und Tazetten, wer kennt sie alle die lieblichen Frühlingsfinder, die wie mit einem Zauberstabe hier plötzlich erblühten und in der kahlen noch von Wintersarmen umfangenen Natur urplötzlich ein Frühlingsbild schufen. Und wie heißt der Zauberstab? Es ist die tiefwurzelnde, niemals erlöschende Dankbarkeit des preußischen Volkes, zu dessen Anwalt sich die Stadt Berlin macht.

Niemals wird das Bild der edelsten Königin und zugleich der reinsten Frau, deren Anblick selbst einem Napoleon Ehrfurcht und Verehrung einflößte, in dem Herzen des Preußenvolkes sich verwischen. Frühlingsverheißung im Herzen, eilte ich den heimischen Gefilden zu, und schon verkündet der Lerche Gesang, daß der Lenz Einzug hält.



Über die Autorin:

Gräfin Leonie von Kleist, geb. Gräfin Kospoth, jüngste Tochter des Majoratsherrn August Graf Kospoth (1803-1874) und der Charlotte, geb. v. Necker, (1812-1872) wurde am 12.9.1851 in Schön-Briese, Kreis Oels, geboren. Am 22. Oktober 1879 heiratete sie in Briese Friedrich Wilhelm von Kleist aus dem Hause Wendisch Tychow, der im diplomatischen Dienst war. Seinen ersten Auslandsposten hatte er in Rom bekommen. Dort hatte er im Hause des bayrischen Gesandten beim Vatikan, dem letzten Grafen Paumgarten, seine spätere Frau kennengelernt. Paumgarten war mit deren etwa 10 Jahre älterer Schwester Jenny verheiratet. Gräfin Leonie von Kospoth und Friedrich Wilhelm von Kleist hatten sich 1878 in Rom verlobt.

Friedrich Wilhelm von Kleist wurde kurz nach der Heirat als Legationsrat an die Gesandtschaft nach Lissabon versetzt. Nach weiteren diplomatischen Stellungen, die ihn an die Gesandtschaft in Stockholm und die preußische Gesandtschaft in Stuttgart führten, erhielt Friedrich Wilhelm die Ernennung zum Ministerresidenten in Caracas in Venezuela. Kurz vorher erbte er nach dem Tode seines Vaters mit dem Besitz von Wendisch Tychow den Grafentitel, 1894 erhielt er seinen Abschied aus dem diplomatischen Dienst, um den väterlichen Besitz zu übernehmen.

Leonie von Kleist war eine vielseitig begabte, energische Frau, die es verstand, ihren Mann beruflich zu unterstützen. Sie sprach u.a. fließend Französisch und Englisch und machte ihr Heim im In- und Ausland zu einem Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Ihre Kindheit beschrieb sie 1887 in „O lieb, so lang Du lieben kannst!“. Über die Zeit im Ausland veröffentlichte sie 1906 „Erinnerungen aus Nord, Süd, Ost, West“.

Der Ehe entstammten vier Söhne: Ewald, Sigurd, Gunnar und Diether-Dennies. Die Tochter Edeltraut ist sehr jung gestorben.

Sie starb am 27. Februar 1927 in Wendisch Tychow.



Gräfin Leonie von Kleist
Maler Arturo Michelena, in Caracas

Das Gemälde konnte nach dem 2. Weltkrieg
vor der Zerstörung bewahrt werden.

Auszüge aus den Erinnerungen von Diether-Dennies von Kleist, etwa 1954, über Erzählungen seiner Mutter, soweit es dieses Buch betrifft.

“Kurz nach der Hochzeit reisten die Eltern nach Lissabon, wo mein Vater Legationssekretär geworden war. Seine Vorgesetzten waren damals die Gesandten v. Schmidthals und v. Pirch. Diese Zeit in Lissabon ist wahrscheinlich die glücklichste der Eltern gewesen. In den 4 Jahren ihres Aufenthaltes reisten sie viel in dem wunderschönen Lande herum und besuchten die vielen Kunstdenkmäler. Hier hat sich bei beiden die Vorliebe für antike Möbel herausgebildet und hier wurde auch der Grundstock für die Tychower Möbelsammlung gelegt. Das Land befand sich damals in einer wirtschaftlichen Depression. Viele alte Adelsfamilien machten Bankerott und mußten ihren Besitz verkaufen. Eine erste Ausstellung historischer Möbel und Schmuckgegenstände gab einen Überblick über die reiche Kultur der Vergangenheit. Die Zeit der großen Entdeckungen und Eroberungen war lange vorbei. Portugal konnte sich nur mühsam auf seinen vielen in der ganzen Welt verstreuten Besitzungen halten, weil seine Volkskraft den Anforderungen nicht mehr gewachsen war. Aus diesem Nachlass kaufte mein Vater mit großem Geschick mit den geringen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln die wohl bei weitem größte Sammlung portugiesischer und portugiesisch-indischer Möbel in Deutschland zusammen, wie z.B. die 8 mit Leder bezogenen Stühle mit hohen Lehnen im großen Eßzimmer (um 1600), die beiden großen Anrichten mit dem Braganzawappen im Kleinen Eßzimmer, die beiden großen und schweren Polisanderstühle im Spielzimmer, bezogen mit bunten ledernen Meßgewändern des 16. Jahrhunderts, der indische eingelegte Tisch aus Goa des 18. Jahrhunderts und die Kabinette mit Intarsien des frühen 18. Jahrhunderts im Roten und Blauen Salon.

In Lissabon war der Zusammenhalt des diplomatischen Korps besonders groß. Die Eltern waren vor allem mit dem Holländer Jonkherr Tets van Goudriaan, dem späteren langjährigen Gesandten in Berlin und späteren Außenminister und dem Engländer Sir Frederic [?], später Gesandter in

Darmstadt und dann Botschafter in Petersburg, befreundet.

König war Dom Luis I., Königin Maria Pia, Tochter Viktor Emanuels II. von Italien. Bei der Antrittsaudienz der Eltern bei der Königin war ihnen nicht gesagt worden, daß die Königin so verlegen war, daß sie nicht im Stande war, die Unterhaltung zu eröffnen, was bei einem Souverän selbstverständlich ist. Sie saßen der Königin gegenüber und warteten auf ihre Ansprache. Die arme Königin brachte kein Wort heraus, sondern zerpfückte in ihrer Verlegenheit ihre Handschuhe, bis sich meine Mutter ein Herz nahm und die Unterhaltung eröffnete. Dann ging alles sprudelnd.

Wenige Monate vor Ewalds Geburt machte König Alfons von Spanien am Hof seinen Besuch. Da er in Wien erzogen war, tanzte er leidenschaftlich Walzer, was die portugiesischen Damen gar nicht konnten. Da mußte meine arme Mutter immer wieder mit ihm tanzen, was wegen ihres Zustandes eine wahre Angstpartie für sie war. Und damals tanzte man den Walzer sehr schnell. Sie flüsterte dem König ihren Zustand zu, was ihn aber garnicht störte.

1828 wohnte der Hauptmann Helmuth von Moltke, der nachmalige Feldmarschall, mehrere Monate in Briese, da er mit der topographischen Landesaufnahme beschäftigt war. Er verliebte sich dabei in die Tochter des Hauses, aber mein Urgroßvater August Wilhelm Kospoth lehnte seinen Antrag mit der Begründung ab, daß er seine Tochter unmöglich einem aussichtslosen Hauptmann geben könne. In meinem Besitz sind noch 2 vom Feldmarschall geschriebene Gedichte [in Abschrift] vorhanden und L. in Hörne besitzen die Originalzeichnung der Urgroßmutter Julie von seiner Hand. In den achziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kam der alte Kaiser nach Stuttgart. Bei der Hof Tafel saß meine Mutter neben Moltke. Ihre Unterhaltung wurde so lebhaft wegen der Erinnerungen an Briese, daß der damalige Prinz Wilhelm, später Kaiser Wilhelm II., meine Mutter nach der Tafel ganz erstaunt fragte, was sie denn mit dem Feldmarschall gemacht habe. So gesprächig habe er ihn noch nie gesehen. Er war doch bekannt als der große Schweiger.”